Der Zitherspieler.

Erzählung
für
die reifere Jugend.

Von
Wilhelm Kammerer,
Lehrer.

Mit vier Stahlstichen.

Regensburg.
Druck und Verlag von Georg Joseph Manz.
1876.

Zu Hause.

Auf dem Kirchthurme des Dorfes schlug es elf Uhr, und kaum war der letzte Schlag verklungen, als mit lautem Jubel die muntere Dorfjugend sich aus dem Schulhause drängte. Bald löste sich der Haufen in einzelne Gruppen auf, bis auch diese unter muthwilligen Neckereien sich trennten, und einzelne Paare nach verschiedenen Richtungen den Weg nach dem älterlichen Hause einschlugen.

Der letzte Knabe, der das freundliche Schulhaus verließ, war Anton Schlager. Er war sehr dürftig gekleidet, ging barfuß, obwohl es schon sehr kalt war, und seine kleine Bibliothek trug er in einem leinenen Sacke, den er über die Schulter gehangen hatte. Noch stand er vor der Thüre des Schulhauses und betrachtete mit neidischen Blicken seine tollen Kameraden, bei denen heute der ganze jugendliche Uebermuth durchbrach, da Nachmittag keine Schule war.

Vakanztag! ein Wort, das auch den fleißigsten Knaben ein frohes Lächeln entlockt, schien für Anton Schlager keinen besonderen Reiz zu haben, wenigstens sah er so bekümmert aus, als hätte er auf heute Nachmittag eine besonders schwierige Aufgabe zu lösen.

Nochmal warf der Kleine einen sehnsüchtigen Blick in die reinliche Vorhalle des Schulhauses, dann trabte auch er seines Weges weiter.

Der Herbst war schon ziemlich weit vorgerückt, und der weiße Duft, der das fale Laub an den Sträuchern und Bäumen versilberte, machte mit dem herannahenden Winter vertraut. Vorüber sind die schwülen, langen Tage des Sommers; die Gewitter sind längst heimgezogen und haben die Sänger mitgenommen; Feld und Garten sind ihrer Früchte beraubt; die Natur scheint ermüdet, erschöpft zu sein, bis sie sanft entschlummert. — Und wenn es dann draußen so traurig still und öde ist, da ist's dann das warme Stübchen, das knisternde Feuer, das uns so traulich anheimelt, besonders wenn einmal die Schneeflocken im wirren Durcheinander um die kleinen Fenster gaukeln. Dann beginnen die häuslichen Freuden ihre vollen Blüthen zu treiben und fester schmiegt sich das Band der Liebe um die kleine Familie.

Die Sperlinge in den Hecken zwitscherten

und flogen in unruhigen Haufen auf, setzten sich wieder, bis sie von neuem aufschwirrten und endlich sich in einen Garten warfen, wo sie sich auf einen Apfelbaum niederließen, daß die Blätter raschelnd niederfielen. Aus den reichgefüllten Scheunen des Dorfes drang der melodische Taktschlag der Drescher.

Anton blieb bald da, bald dort stehen und lauschte stillvergnügt dem seltsamen Konzert zu. Sein Weg führte ihn an einem Weiher vorüber und der kleine Bursche konnte es sich nicht versagen, flache Steinchen auf dem ruhigen Wasserspiegel tanzen zu lassen. Länger als es ihm lieb war, hatte er sich dem harmlosen Spiele hingegeben; plötzlich brach er ab und fing zu laufen an, als hätte er einen wichtigen Dienst versäumt. Am Ende des Dorfes hielt er vor einer armseligen Hütte an, schaute nochmal nach rechts und links und verschwand dann durch die niedere Thür.

Mit einem „Grüß Gott Mutter!“ trat Anton in die kleine Wohnstube und legte seinen Schulsack auf die Ofenbank. Er trat an das Krankenbett seiner Mutter, die sich eben mühsam aufrichtete und ihrem Anton mit leiser Stimme ein paar Worte zuflüsterte. Aber auch das kostete der armen Frau schon zu viel Anstrengung. Ein

heftiger lang andauernder Husten befiel sie und tief erschöpft sank sie in die Kissen zurück und schloß die Augen. Anton ergriff die heiße Hand seiner Mutter und blickte ihr traurig in das abgehärmte, bleiche Gesicht.

Nun schaffte er Holz herbei und bald prasselte in dem großen Kachelofen ein lustiges Feuer, das die kalte Stube angenehm durchwärmte. Dann stellte er einen Topf mit Wasser in den Ofen, schnitt ein schwarzes Stück Brod auf und streute etwas Salz darüber. Damit hatte er alle Vorbereitungen zu seinem Mittagmahle getroffen. Jetzt nahm er heimlich ein Papier aus seiner Hosentasche, entfaltete es und besah sich mit frohem Lächeln die Silbermünze, die aus dem Papiere herauslugte. Der reiche Tannenbauer, sein Taufpathe, hatte sie ihm heute, als er zur Schule ging, geschenkt.

Anton sah nochmals nach der kranken Mutter, richtete ihr die Kopfkissen höher und eilte dann fort, um Milch und Weißbrod zu kaufen. Das sollte für die Mutter sein, während er selbst mit der Wassersuppe seinen Hunger stillte. War auch sein Mittagtisch dürftig bestellt und schlecht gewürzt, so vergaß er doch nicht, dem lieben Gott zu danken.

Nachdem der Knabe noch einige häusliche

Arbeiten verrichtet, machte er sich über seine Schulaufgaben und ehe er damit noch zu Ende war, begann es zu dunkeln und der Vakanztag war vorüber.

Die Jahre der Kindheit bleiben doch wohl die schönsten, mag auch das spätere Leben uns mit allen irdischen Gütern überschütten — sonderbar: immer naschen wir gerne an der Erinnerung unserer Kinderzeit. — Da blickten wir so froh und harmlos in die Welt hinein, nahmen die Freude, wie sie uns eben der Augenblick brachte und das kleinste Spiel, ein freundlicher Blick, ein halber Apfel konnte uns reich und glücklich machen. Was uns in der Jugend so beseligt, ist wohl nur die Zufriedenheit, die uns im spätern Alter meist entschlüpft. Rastlos jagen wir dann dem Glücke nach und gewahren oft erst am Ende unsers Lebens, daß wir uns nur immer weiter davon entfernt hatten, seit uns die kostbarste Perle des Lebens — die Zufriedenheit verloren ging.

Dem kleinen Anton Schlager kam es gar nicht in den Sinn, daß er ein armer Knabe sei. Mit wichtiger Miene besorgte er seine kleinen Geschäfte und fühlte sich weit über seine Mitschüler erhaben, daß er eine Wassersuppe kochen konnte und seine kranke Mutter pflegen durfte.

Antons Vater war Salinenarbeiter im nahen

Gebirgsstädtchen. Mittags kam er der Entfernung wegen nie zu Hause; aber auch den Abend verlebte er nur selten im Kreise der Seinen. Er zog es vor, im Wirthshause sein Abendbrod zu verzehren und bei lustiger Zechgesellschaft sich für die Mühen des Tages zu entschädigen.

Das war nun früher so ganz anders. War die Arbeit des Tages vollbracht, und schlug endlich die Stunde zum Feierabend, dann eilte der Vater rüstigen Schrittes zum lieben „Heim", wo er allein sein Glück suchte und fand. Da war dann alles sorgsam bereitet, was den Vater zur Ruhe und Bequemlichkeit einlud, und war das einfache Abendbrod verzehrt, der Hunger gestillt, so ließ die Mutter lustig das Rädchen schnurren, während der kleine Anton auf dem Schooße des Vaters herumtummelte und ihm den Bart zerzauste.

Gab es in der Familie ein kleines Fest zu feiern, so blieb man wohl ein Stündchen länger auf, plauderte von vergangenen und zukünftigen Tagen, und zum Schluß wurde Toni regelmäßig zu einem künftigen Zimmermann oder gar Schreiner bestimmt. Schlug es dann auf dem Kirchthurm zehn Uhr, so wurde das Nachtgebet verrichtet, und bald lag die kleine Familie im tiefen Schlaf; der früheste Morgen aber fand die fleißigen Eltern

schon bei der Arbeit. So schwanden die Jahre in glücklicher Armuth rasch dahin.

Anton besuchte bereits die Dorfschule und konnte kaum den Abend erwarten, um dem aufmerksamen Vater seine kleinen Schulerlebnisse mittheilen zu können.

Da löschte mit einemmale die Flamme des häuslichen Glückes aus, es kamen dunkle, unheimliche Stunden, die langsam und träg dahin schlichen.

Die Mutter hatte sich bei einer schweren Arbeit eine Verletzung zugezogen und seit einem Jahre war sie bereits an das Krankenlager gefesselt. Die kleinen, mühsam erworbenen Ersparnisse schmolzen bis auf den letzten Pfennig zusammen; der Vater fühlte sich zu Hause einsam und verlassen; das Rädchen der Mutter schnurrte nicht mehr wie früher; das heitere Geplauder, das frohe Lachen war verstummt.

So kam es denn, daß der Vater von Zeit zu Zeit das Wirthshaus aufsuchte; dann geschah's öfter und zuletzt fühlte er sich in der dumpfen Zechstube, im Kreise lärmender Genossen heimisch und suchte seinen häuslichen Kummer zu betäuben.

In später Stunde kehrte er dann heim und am frühesten Morgen verließ er seine Hütte.

Anton sah auf diese Weise seinen Vater oft tagelang nicht, und wenn er wirklich einmal zu Hause blieb, so war der Knabe scheu und schüchtern und kaum wagte er es, seinem Vater eine „gute Nacht“ zu wünschen.

Der Jahrmarkt.

Im nahen Städtchen war heute Jahrmarkt. Das Dorf schien wie ausgestorben, so still und öde war es, denn wer nur immer konnte, wanderte dahin, um Einkäufe zu machen, die Schaubuden zu besichtigen oder sich sonst eine vergnügte Stunde zu bereiten, wozu es ja an solchen Tagen Gelegenheit genug gab. Schon seit alter Zeit war der Jahrmarkt ein willkommener Feiertag für die Dorfbewohner.

Hastig verrichtete Anton heute seine häuslichen Arbeiten, zog dann seine besseren Kleider an und lief nun ebenfalls dem Städchen zu. Der Kleine war heute besonders glücklich. Der Vater war ja gestern sehr früh heimgekommen, hatte mit ihm gescherzt und geplaudert, wie in frühern Zeiten und ihm sogar erlaubt, er dürfe den Jahrmarkt besuchen und den Vater in der Saline abholen. Das war genug, um ihn froh

und glücklich zu machen. In kurzer Zeit hatte er das Städtchen erreicht.

In dem sonst so stillen Orte entrollte sich heute ein buntes Treiben. Eine große Menschenmasse wogte summend zwischen den aufgeschlagenen Budenreihen hin und her, während die Kaufleute wetteiferten, durch möglichst lautes Anpreisen ihrer Waaren Käufer an sich zu locken. Wer stehen blieb, wurde von den Nachdrängenden wieder weiter geschoben, wobei es nicht immer ohne Zank und Streit abging.

So ging es eine geraume Zeit, bis ein großer Theil der herbeigeströmten Marktbesucher sich allmälig in den verschiedenen Gasthäusern verlor, um alte Bekannte wieder zu sehen, die Einkäufe gegenseitig zu besichtigen und von Haus und Hof, Vieh und Stall zu plaudern. Dabei that mancher „dem Markt zu lieb" einen Trunk mehr, und die Redseligkeit steigerte sich nur zu bald zum tollen Lärm, der durch das Spiel herumziehender Musikanten, durch Kindertrompeten und miauende Katzen seinen Höhepunkt erreichte.

Da es noch zu früh war, um den Vater in der Saline abzuholen, so schlenderte Anton von Bude zu Bude, um die ausgelegten Waaren zu begucken. Natürlich hielt er sich bei einem Spielwaarenhändler am längsten auf, wie das ja an-

dere Kinder auch so machten und dessen Bude in dichten Reihen stundenlang belagerten. Dem einen Buben gefiel dieß, dem andern jenes, jeder hätte sich gerne das Beste ausgesucht, oder noch lieber gleich alles mit heimgenommen. Die Kinder griffen zwar tief in die Taschen, aber sie waren meist leer und so blieb der ganze Handel beim bloßen Wunsche, so freundlich auch der Spielwaarenmann zum Kaufe einlud.

Auch Anton betrachtete verlangend die aufgehäuften Spielsachen, jedoch am meisten verschlangen seine Augen eine kleine Kinderzither. Er heftete seine Blicke so fest auf das zierliche Instrument, als wollte er dasselbe auf diese Weise in seinen Besitz bringen. Aber die Zither blieb ruhig auf ihrem Platze liegen, die sehnsüchtigen Blicke des Knaben schienen das kleine Ding gar nicht zu rühren.

Anton merkte nun, daß es Zeit sei, seinen Vater abzuholen. Fast hatte er sich zu lange an der Spielwaarenbude aufgehalten und hastigen Schrittes eilte er nun dem wohlbekannten Gebäude zu. Noch hatte er die Saline nicht erreicht, als ihm schon der Vater entgegenkam. Jubelnd sprang Anton auf ihn zu und reichte ihm die Hand zum Gruße.

Auf dem Marktplatze war es bereits ruhiger geworden, ja einzelne Kaufleute zeigten bereits Lust,

ihre Bude zu schließen. Anton zog seinen Vater mit ängstlicher Eile zum Spielwaarenhändler. Auch dieser wollte bereits seine Kostbarkeiten einpacken, und Anton hatte gerade noch Zeit, dem Vater die wunderschöne Zither zu zeigen. Er hatte jedoch nicht den Muth, ihm auch zu bekennen, welch' großes Verlangen er darnach habe. Der Vater aber merkte wohl, was seinen Toni lockte und frug um den Preis des lustigen Spielzeuges. Anton hielt jetzt den Vater fester bei der Hand, sein Herz klopfte heftig und er warf einen ängstlichen, flehenden Blick auf den Händler. „Wenn's heute noch geht, kostet's nur vier Mark," sagte der Mann lächelnd, nahm jetzt die Zither in die Hand, lobte und pries deren Schönheit und Güte und betheuerte sogar noch, daß sie ganz von selbst spiele und Musik mache. „Nur vier Mark!" rief er nochmal, während bei diesen grausamen Worten ein leiser Schauer den betrübten Knaben überflog. Mit einer solchen Summe hatte er bisher nur in der Schule gerechnet; die häusliche Rechnung ging nicht über Pfennige hinaus.

Schnell genug hatte Anton's Vater berechnet, wie oft er sich mit diesem Gelde den Krug füllen lassen könne, wie viel Rauch- und Schnupftabak sich damit kaufen ließe und ohne ein Wort zu verlieren, wendete er der Bude den Rücken und

schritt eilig, als hätte er schon zu viel Zeit versäumt, dem nächst gelegenen Wirthshause zu.

Auch hier hatten sich die Gäste schon etwas gelichtet und nur der dichte Rauchqualm zeigte an, daß die Gaststube heute wohl gefüllt gewesen.

Anton's Vater bestellte Bier und Braten, um mit seinem Buben den Rest des Jahrmarktes noch zu feiern. Mit gieriger Hast verzehrte der Kleine, was ihm der Vater vorlegte. Als er aber seinen Hunger gestillt und ausgeruht hatte, sehnte der wackere Knabe sich heim zur kranken Mutter.

Da ließ sich plötzlich in einem Winkel der Zechstube noch eine Zither hören. Anton sprang vom Sitze auf und stellte sich ganz nahe an die Seite des greisen Spielers. Es war nichts „Lustiges", was der alte Mann da spielte. Es klang so wehmüthig, so traurig, als wär's das letzte Spiel eines müden Wanderers. Aber gerade diese wehmuthsvollen Töne erfaßten das weiche Gemüth des Knaben mit ganzer Macht. Aus seinen Augen blitzte die helle Freude, um seinen Mund legte sich ein leises Lächeln, seine kleinen Hände ballten sich fest zusammen, und ehe noch die Zither verstummte, hatte er einen festen Entschluß gefaßt, wenn ihm auch für den Augenblick nicht klar war, wie und ob er ihn auch ausführen könne.

Der Instrumentenmacher.

Anton erwachte am andern Morgen ziemlich spät. Sein Kopf war heute wüst und voll, denn die halbe Nacht hatte der Knabe in unruhigen Träumen sich auf seinem Lager umhergewälzt. Kaum hatte er noch Zeit, seine häuslichen Geschäfte zu verrichten, wenn er noch rechtzeitig in der Schule eintreffen wollte.

Der sonst so fleißige Schüler war heute zerstreut und unaufmerksam, und noch nie schlich ihm die Zeit so langsam dahin, nie wünschte er so sehnlichst den Schluß der Schule. Heute war er der erste, der sich aus dem Schulhause drängte und ohne irgendwo zu verweilen, suchte er ein einsames Plätzchen auf, setzte sich auf einen Stein und brütete wohl eine Stunde lang vor sich hin.

Endlich schien er einen glücklichen Gedanken gefunden zu haben; er lächelte still vergnügt, nickte mehrmals mit dem Kopfe, klatschte tüchtig in die Hände und sprang dann auf und davon. Jetzt war er wieder ganz der heitere Knabe und sorgsamer als je besorgte er zu Hause seine alltäglichen Geschäfte.

So oft Anton einen freien Nachmittag hatte, wanderte er nun nach dem Städtchen. Da viele Burschen der dortigen Gegend Zither spielten, so

hatte sich daselbst ein Instrumentenmacher niedergelassen, der sich vorzugsweise mit dem Verkauf und der Ausbesserung der Zithern beschäftigte. Vor dem kleinen Auslagefenster des Instrumentenmachers stand nun Anton oft stundenlang und betrachtete aufmerksam eine Zither, welche unter einer Menge anderer Instrumente still und ruhig eines Käufers harrte.

Auch heute hatte er sich wieder eingefunden und machte seine stillen Studien. Heimlich zog er jetzt ein Papier aus der Tasche, verglich die Zeichnung auf demselben mit der Form der Zither, zählte die Saiten und Schrauben, deutete das neu Entdeckte auf dem Papiere an und eilte dann, so schnell es seine Füße erlaubten, mit seinem papiernen Schatze heim, um in seiner geheimen Werkstätte auf dem Dachboden — doch wir wollen dem glücklichen Knaben die Freude durch unsere Neugierde nicht verderben. Lassen wir ihn arbeiten nach Herzenslust und horchen wir lieber, was der Instrumentenmacher Jodler eben zu seinem Weibe sagt.

„Denk, Martha, der kleine Bube stand heute richtig wieder eine volle Stunde vor meinem Fenster. Ich that natürlich, als ob ich ihn gar nicht sähe, um den Burschen in seiner Arbeit nicht zu stören. So viel aber konnte ich heute bemerken, daß der kleine Tollkopf die Zither abzeichnet und wahr-

scheinlich sich selbst eine machen will. Wenn er wieder kommt, nehme ich ihn herein und er soll mir beichten. Will er sich wirklich selbst eine Zither schnitzeln, so muß er mir seine Arbeit zeigen, und, so wahr ich Jodler heiße, die alte Zither dort soll er haben; bring' sie doch nicht weg die alte Schachtel. Gott, wie erinnert mich der Bub an meine eigenen Jugendjahre! Hab's auch so gemacht, als ich eine Zither wollte und oft kaum ein schwarzes Stück Brod hatte, um meinen Hunger zu stillen. Aber wenn man nur beharrlich ist, kommt man doch zum Ziele."

Jodler zog jetzt „die alte Schachtel" hervor, stäubte sie ab und stimmte die Saiten. Bald ertönte eine lebensfrische Alpenmelodie, denn Jodler war nicht nur Instrumentenmacher, sondern auch der beste Zitherspieler in der Umgebung.

„Doch nicht so schlecht die alte Schachtel", sagte er, als er sein Spiel beendet hatte.

„Aber sei's d'rum, der Bub soll sie haben, wenn er mir sein Meisterstück macht. In zwei Wochen, Martha, haben wir unsere silberne Hochzeit und da wollen wir ihn so glücklich machen, als wir zwei vor fünfundzwanzig Jahren waren."

Und wieder ließ er die Saiten tönen, und es klang so rein und fröhlich, als sei Jodler noch eben so jung und glücklich wie an seinem Hochzeitstage.

Einige Tage darauf stand Anton wieder am alten Platze vor dem Auslagfenster des Instrumentenmachers. Da ging plötzlich die Ladenthüre auf, Jodler steckte den Kopf heraus und rief den Knaben zu sich. Etwas furchtsam folgte Anton der Einladung. Da aber Jodler ihn so gar freundlich anblickte und recht treuherzig um seinen Namen, Eltern und sonstige Kleinigkeiten fragte, so verlor er bald alle Schüchternheit und bekannte aufrichtig, was ihn so oft an des Meisters Fenster gezogen. Der kleine Bursche hatte wirklich nichts Geringeres im Sinne, als sich selbst eine Zither zu verfertigen.

Nicht ohne Stolz erzählte er, daß sie nun bald fertig sei. Den größten Kummer aber machten ihm die Saiten; doch habe er glücklicherweise unter dem Handwerkszeug seines Vaters eine Menge Drath gefunden, den er nun aufspannen werde, dann sei die Zither fertig.

Jodler hörte dem plauderseligen Knaben so aufmerksam zu, als handle es sich um eine wichtige Verbesserung des Instrumentes, ermunterte ihn, fleißig in seiner Arbeit fortzufahren, ließ ihn eine Zither nach allen Seiten betrachten und gab ihm noch verschiedene Anleitungen.

Als ihn nun Jodler gar noch beauftragte, genau seine Arbeit in acht Tagen zu vollenden und ihm sein Kunstwerk zu zeigen, da konnte sein

kleines Herz die Freude nicht mehr dämpfen; helle Thränen liefen über seine Wangen und kaum hörte er mehr, was Jodler ihm noch Alles sagte.

Er sah bald die Zither, bald den freundlichen Meister mit leuchtenden Blicken an und es war ihm, als erwachten mit einemmale alle Instrumente und vereinigten ihre Töne zu einem seltsamen Konzerte.

Hoch beglückt verließ Anton die kleine Werkstätte und eilte triumphirend nach Hause. Leise öffnete er die Thüre der Wohnstube und als er seine Mutter im tiefen Schlafe fand, schlich er sich mit der Behendigkeit einer Katze auf den Dachboden, wo es nun lustig klopfte und hämmerte, bis die Dunkelheit der geheimen Arbeit ein Ende machte.

Ehe die acht Tage vorüber waren, hatte der Knabe seine Zither fertig gebracht. Immer wieder betrachtete er sein Instrument, das allerdings einer Zither ziemlich ähnlich sah. Nur die aufgespannten, rostigen Drathsaiten machten den kleinen Künstler unzufrieden, da sie durchaus keinen schönen Ton von sich geben wollten, so sehr er auch daran zupfte und zerrte.

Endlich war der bestimmte, sehnlichst erwartete Tag angebrochen. Anton befand sich in einer fast krankhaften Aufregung und Unruhe und zum erstenmale vergaß er heute, so manche seiner kleinen

Pflichten zu erfüllen. Die Suppe seiner kranken Mutter hatte er so versalzen, daß sie ungenießbar war; zweimal schon hatte die Mutter ein Glas Wasser verlangt und immer hatte er es selbst ausgetrunken.

Es war drei Uhr Nachmittags, als Anton sich mit seiner Zither aus dem Hause schlich und dem Städtchen zueilte. Mit erwartungsvoller Miene legte er seine saure Arbeit dem Meister zur Prüfung vor, der kaum ein leises Lächeln unterdrücken konnte. Jodler besah die Zither von allen Seiten, lobte den Fleiß und die Ausdauer des kleinen Instrumentenmachers und versprach dem lauschenden Knaben, dieß und jenes zu verbessern.

„Dann“, sagte Jodler, „werden auch die rostigen Saiten einen besseren Ton geben. Nächsten Sonntag kommst Du wieder, kleiner Bursche, und so wahr ich Jodler heiße, es soll Dir die Zither fröhlich in den Ohren klingen.“ Damit entließ er den Knaben.

Anton ging ziemlich niedergeschlagen nach Hause, denn er sollte nun wieder lange, lange Tage warten, bis er seinen glühendsten Wunsch erfüllt sah. Und doch hatte er gemeint, es fehle an seiner Zither so gar wenig. Doch gelang es ihm, seine drängende Begierde zu beherrschen, indem er mit verdoppelter Sorgfalt seine Mutter

pflegte und dadurch seine Gedanken von der Zither ableitete.

Und er war da, der Sonntag, an dem seine Zither ihm in den Ohren klingen sollte; sie sollte heute lebendig werden und sich freuen über ihn und mit ihm.

Der Gottesdienst in der Dorfkirche war vorüber; plaudernd und scherzend kehrten die jungen Burschen heim, während die älteren Leute die Gräber der Verstorbenen noch aufsuchten, um für deren Seelenruhe noch ein „Vater unser" zu beten.

Anton hatte heute recht fleißig für Vater und Mutter gebetet und in seiner kindlichen Einfalt auch der Zither nicht vergessen. Zu Hause angelangt, wendete er seine ganze Kochkunst auf, um die einfache Mahlzeit seiner kranken Mutter ja recht schmackhaft zu machen. Er selbst konnte nichts genießen; für heute sättigten ihn die tausend Gedanken an seine klingende Zither.

Die Mutter hatte kaum eingeschlafen, als Anton seine Sonntagsjacke wieder anzog und sich aus dem Hause drückte, um seinen Schatz zu holen.

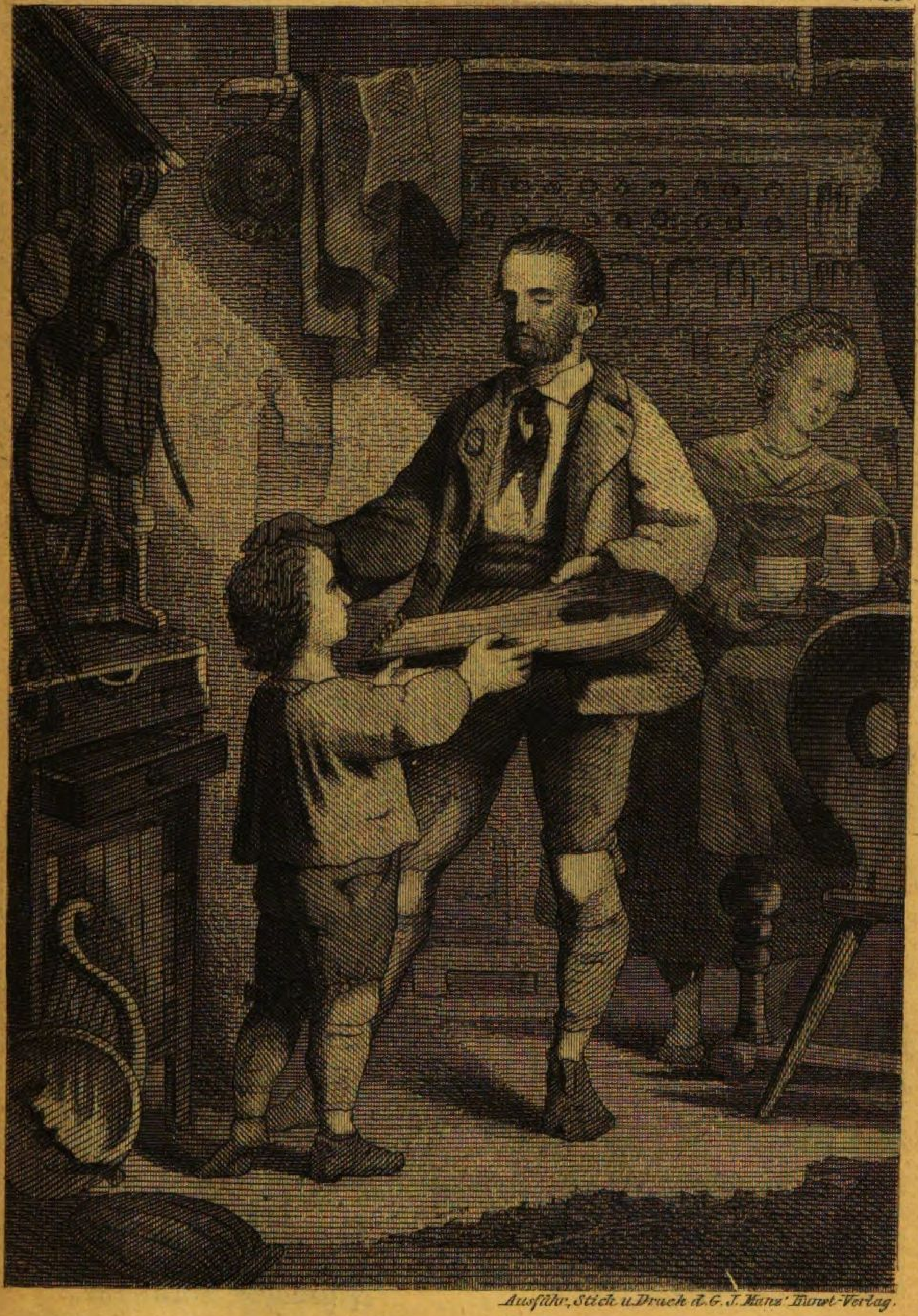
Wie groß aber war Anton's Erstaunen, als ihm Jodler die Zither überreichte mit den Worten: „Da nimm sie, jetzt geht's!" Aber war denn das noch die Zither, die er sich so mühsam aus einem alten Brette zusammengenagelt? — Anton sah

bald die Zither, bald den Meister mit zweifelnden Blicken an, und als er nun gar seine eigene, wohlbekannte Zither beim Ofen bemerkte, da schoßen ihm heiße Thränen aus den Augen und perlten immer schneller über seine gerötheten Wangen. Jetzt war es ihm klar, daß Jodler nur seinen Scherz mit ihm treibe, und daß seine Zither gar nicht zu gebrauchen war.

Aber der gute Jodler ließ den Knaben nicht lange in der Angst. „Brauchst nicht zu weinen, Kleiner," tröstete er gutherzig. „Diese Zither da schenke ich Dir, so wahr ich Jodler heiße. Hab' heute einen großen Freudentag, und da sollst auch Du Dich freuen. Zuerst aber wollte ich Dich prüfen, ob Du wirklich so viel Lust und Liebe, Freude und Ausdauer hast. Nun, Du hast die Prüfung redlich bestanden; also weg mit den Thränen und frisch den Kopf in die Höhe! Und Du Martha, bringe dem kleinen Instrumentenmacher da Kaffee und Kuchen, damit er sich von seinem Schrecken erhole!" Während nun Anton sich's köstlich schmecken ließ, schlug Jodler die Zither — sie sollte ja heute dem armen Knaben fröhlich in den Ohren klingen. Das war ein seltener Freudentag für den jungen Musikfreund, und doch sollte das Beste noch kommen.

Anton hatte nun zwar eine Zither, aber da=

S. 22.



Ausführ, Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Kamerer, der Zitherspieler.

mit war ihm noch lange nicht die Thüre zu seinem Glücke geöffnet, wenn er auch bereits auf der Schwelle stand. Der gute Meister Jodler erkannte dieß recht wohl und da er das Gute nicht halb thun wollte, so besann er sich nicht lange und versprach dem Knaben, er wolle ihm auch Unterricht ertheilen. „Komm nur, so oft Du willst, und, so wahr ich Jodler heiße, Du sollst Dich Deines Lehrers nicht schämen dürfen!" Anton dankte mit Wort und Blick und versprach, ein fleißiger Schüler zu werden.

Des Vaters Namensfest.

Die ganze Nacht träumte der glückliche Knabe von der Zither; er lernte und übte sich, bis seine Kräfte erschöpft waren; er spielte in einem glänzenden Saale, umgeben von vornehmen Herren und Frauen, die seinem Spiele lauschten; dann zählte er die klingenden Silbermünzen, die ihm sein Spiel eingetragen, und die plötzlich verschwanden, als er endlich am hellen Tage von seinem Traume erwachte.

Lange Zeit schwebte dem Knaben der schöne Traum vor Augen. Anton wurde allmälig ernster und stiller; er zog sich fast gänzlich von den Spielen

mit seinen Schulkameraden zurück, um jede freie Stunde auf dem Dachboden mit seiner Zither zu verleben. Wöchentlich ein paarmal wanderte der kleine Zitherspieler zu Jodler, und das war ihm der liebste Gang, von dem er jedesmal still vergnügt zurückkehrte. Auch für Jodler war es stets eine Herzensfreude, wenn er den Knaben um sich hatte, denn er bemerkte bald, daß derselbe herrliche Talente zur Musik habe, die bei dem ruhelosen Eifer seines Schülers die schönsten Früchte erwarten ließen.

So sehr aber Anton jetzt nur für seine Zither zu leben schien, so vernachlässigte er doch dabei nicht die Ausbildung seines Herzens und Verstandes, und der stille, ernste Knabe war in der Schule stets ein Muster der Aufmerksamkeit und des Fleißes.

Fast ein Jahr war nun verflossen, seit der Knabe ein wahrhaft verborgenes Leben unter dem Dache seiner armseligen Hütte führte. Er war zwar heiter und fröhlich, wie es ein unschuldsvolles Kind immer sein wird, aber doch ließ er wieder eine Ruhe, einen Ernst durchblicken, als hätte er die Knabenjahre bereits abgestreift. Die Verlassenheit seiner armen, kranken Mutter ging ihm tief zu Herzen, noch mehr aber fand er sich durch das Leben seines Vaters schmerzlich berührt. O wie oft schon hatte er so recht inniglich gebetet:

„Lieber Gott, führe den Vater wieder heim zu uns!"

In wenigen Wochen war des Vaters Namensfest. Was war das früher ein so schöner Tag für die kleine Familie! — wie herzlich wurde er gefeiert, wie hatte sich Anton stets auf diesen Tag gefreut! Da hatte die Mutter Wiesenblumen gepflückt und einen großmächtigen Strauß gebunden. Der prangte dann am Festmorgen auf dem reinlichen Tisch und daneben lag eine kleine Herzensfreude für den Vater — ein Päckchen Rauch- und Schnupftabak. Wie duftete der seltene Kaffee, zu dem die Mutter schon Tags vorher den Kuchen gebacken hatte. Und war dann der Vater erwacht und hatte er die kleinen Gaben und Wünsche seiner Lieben empfangen, da war's, als schwebte ein Engel des Friedens durch die enge Hütte und Niemand auf der weiten Welt hielt sich dann so reich und glücklich als die arme Familie.

Anton dachte heute mit stiller Wehmuth an diesen Tag; er träumte von den schönen Stunden, die nun schon so lange nicht mehr wiedergekehrt waren. Nur von Zeit zu Zeit leuchtete es aus seinen Augen und ein leises, schelmisches Lächeln verdrängte den Ernst aus seinem Gesichte. „Ja, ja," sagte er zu sich; „der schöne Tag soll wieder einmal kommen; der Vater wird gewiß zu Hause

bleiben, wenn —" der Knabe schwieg, als sollten es auch die Bäume nicht hören, die seinem Selbstgespräche zu lauschen schienen.

Er ging hinein in die Stube, um nach der kranken Mutter zu sehen. Diese saß aufrecht in ihrem Bette und stützte den Kopf auf die magere Hand. Auch sie dachte eben an den Namenstag des Vaters und an das frühere Glück.

„Anton!" sagte sie. „Bald ist des Vaters Namensfest; — nur eine kleine Freude wenn wir ihm bereiten könnten!"

„Mach Dir keinen Kummer, liebe Mutter!" tröstete Anton fröhlich. „Gieb Acht, der Vater bleibt dießmal gewiß zu Hause." Die Mutter blickte den Knaben erstaunt an. „O Gott!" flüsterte sie: „nur einmal noch laß mich eine so schöne Stunde wieder erleben!" — und sie faltete die Hände und fing leise zu beten an, während Anton die kleinen Bedürfnisse des Haushaltes besorgte.

Eines Tages hielt sich Anton ungewöhnlich lange bei Jodler auf und als er endlich den alten Meister verließ, da gab's noch in diesem und jenen Kaufladen zu thun, so daß es bereits dunkel war, als der Knabe zu Hause anlangte. Er ging frühzeitig zu Bette, obschon er keinen Schlaf fühlte.

Kaum graute der Morgen, so erhob sich Anton von seinem dürftigen Lager und schlüpfte

hurtig in seine Feiertagskleider. Leise, um ja den Vater nicht zu wecken, schlich er sich in die Stube hinab. Die Mutter schlief noch fest und ruhig.

Nun begann der Knabe in geschäftiger Eile seine Vorbereitungen und ehe eine halbe Stunde verstrich war der Tisch festlich geschmückt.

Wieder stand ein mächtiger Strauß von Wiesenblumen auf demselben und die lose gebundenen Blumen nickten gar freundlich auf die kleinen Gaben herab, welche kindliche Liebe und Dankbarkeit gespendet.

Anton hatte von seinem Pathen und auch von Jodler manch' kleines Geldstück zum Geschenk erhalten; sorgsam hatte er jedes für den heutigen Tag aufbewahrt, um ein Päckchen Rauch- und Schnupftabak für den Vater kaufen zu können. Auch eine birkene Dose, auf deren Deckel ein Zitherspieler eingepreßt war, hatte Anton mit seinem ersparten Reichthum noch erhandeln können. Mit funkelnden Augen betrachtete der brave Knabe nochmal die sorglich geordneten Geschenke, dann aber ging's flugs an's Kochen des Frühstückes.

Unterdessen war die Mutter erwacht; sie wollte den Knaben in seiner wichtigen Arbeit nicht stören und schloß wieder die Augen, als hätte sie ein glücklicher Traum umfangen. Nur von Zeit zu Zeit warf sie unbemerkt einen raschen Blick auf

den Tisch, dann wieder auf den geschäftigen Buben und nur mit Mühe vermochte die arme, glückliche Mutter ein lautes Schluchzen zu unterdrücken. Aber heimlich schlich sich Thräne um Thräne aus ihren Augen, und jede ward von Gott gesehen und gezählt, auf daß sie sich einst in gold'nen Segen für das gute Kind verwandle. Jetzt ging die Thüre auf; — wie fest gebannt blieb der Vater an der Schwelle stehen und blickte bald auf den Tisch, bald auf seinen Buben. Ein heller Sonnenstrahl überflog sein ernstes Gesicht.

Anton erfaßte die Hand seines Vaters, und wünschte ihm in einfachen Worten Glück und Segen zum Namensfeste. Dann führte er ihn an den Tisch und goß mit überglücklicher Miene den duftenden Kaffee in die reinliche Tasse. Schweigend verzehrte der Vater das seltene Frühstück und überließ sich der Erinnerung an vergangene Zeiten. Er wollte reden und doch kam kein Wort über seine Lippen. Mit besonderer Aufmerksamkeit betrachtete er den Zitherspieler auf seiner neuen birkenen Dose. Still, mäuschenstill war es in der Stube; nur vom Bette der Mutter her drang dann und wann ein schwacher Seufzer. Es sah nicht aus, als ob der Morgen eines fröhlichen Namensfestes gefeiert würde. Der Vater hatte sein Frühstück verzehrt; er erhob sich und ging

langsamen Schrittes der Thüre zu. Da war es, als ob ein guter Geist ihn an der Schwelle noch zurückhielte. Er blieb einige Augenblicke stehen, dann schlich er leise an das Krankenlager der Mutter. „Wie geht's, Mutter?" fragte er zum erstenmale seit langer, langer Zeit. „Gut, Vater, o recht gut heute," antwortete die Mutter mit schwacher Stimme und Schmerz und Freude belebten das bleiche Antlitz der armen Frau. Sie reichte ihm die Hand und wünschte Glück und Segen, Fried' und Freud' zum heiligen Namensfest.

„Und heute Abend bleibst Du bei uns zu Hause," rief Anton und ergriff herzhaft die Hand seines Vaters. Schlager schwieg; — es fiel ihm schwer, seinem Buben heute eine Bitte abzuschlagen. Der lustige Kreis seiner zechenden Freunde schwebte ihm vor Augen; wie sollte er den langen Abend in der stillen, einsamen Stube verleben? „Vielleicht kann's sein," murmelte endlich der Vater nach langem Sinnen und eilig verließ er die Hütte, als hätte er schon diese Worte bereut.

Der Tag schlich langsam vorüber; die Mutter war meist allein mit ihrem Kummer, während Anton in seiner Dachkammer rastlos beschäftigt war.

Die Sonne stand schon tief im Westen, als Anton in die Stube trat. Mit frohlockender Miene legte er die Zither auf den Tisch und fuhr mit

der Hand über die Saiten. „Mutter!“ rief er; „jetzt hole ich den Vater. Gib Acht! ich halt ihn heute bei uns gefangen.“ Und rasch verließ der Knabe die Stube und eilte auf die schmale Fahrstraße, von woher der Vater kommen mußte. Mit hochklopfendem Herzen schritt Anton dahin, immer scharf in die Ferne spähend. Und er kam, der Vater, langsamen Schrittes, müde von der Arbeit, in tiefe Gedanken verloren. Er sann wohl nach, ob er sein einstiges liebes Heim aufsuchen sollte, oder ob er — da hing sich plötzlich ein Knabe jubelnd an seinen Arm. „Heim, zu uns, Vater, zur Mutter!“ rief Anton mit lauter Stimme. Der Vater schien heute seinen Buben nicht zu kennen; so freudestrahlend, so glücklich hatte er ihn schon lange nicht mehr gesehen. „Ja,“ sagte er, „ich gehe mit Dir heim; aber nicht zu lange, denn ich muß noch —“ der Vater getraute sich das Wort kaum auszusprechen, als er in die bittenden Augen seines Kindes sah. „Ja,“ sagte Anton, „Du mußt heute noch fröhlich, wieder einmal glücklich sein; aber — bei uns zu Hause!“

Schweigend schritten nun Beide dahin und schlugen alsbald einen kleinen Fußpfad ein, der zur Hütte führte.

Im Stübchen drinnen war es bereits dunkel; hurtig machte Anton Licht und stellte es auf den

Tisch, auf dem die blanke Zither eines Spielers harrte. „Vater!“ sagte Anton; „jetzt hole ich Bier und bring' Dir den Zitherspieler mit.“ Der Vater setzte sich auf den Stuhl und starrte die Zither mit großen Augen an, als sähe er heute zum erstenmale ein solches Ding.

„Und wer soll die Zither spielen, Mutter?“ fragte der Vater, indem er an das Bett des kranken Weibes trat. „Ich glaube, Anton selbst, Vater,“ antwortete die Mutter. „O nur einmal wieder, nur heute, lieber Vater, bleib bei uns!“ bat sie und nahm ihn fest bei der Hand. Aber der Vater blieb stumm; — wieder schwebten ihm die lustigen Freunde drüben im Wirthshause vor; — gerade heute sollte es ja dort recht hoch hergehen, das hatte er ja gestern allen versprochen. Fester drückte er seinen Hut auf den Kopf und wandte sein Gesicht von den bittenden Blicken des Weibes ab.

Da trat Anton ein, den wohlgefüllten Bierkrug am Arm. Der geschäftigte Kellner goß das Bier in das Trinkglas seines Vaters, dann schänkte er auch der Mutter und sich selbst ein Gläschen ein. Nachdem er noch einen Teller mit Schinken und Käs aus dem Wandschrank hervorgeholt hatte, ergriff er sein Glas und rief mit vor Freude zitternder Stimme: „Vater, Du sollst leben,

glücklich und zufrieden noch viele Jahre in unserer Mitte!"

Kaum hatte der Knabe auf das Wohl seines lieben Vaters etwas getrunken, so setzte er sich an den Tisch, griff in die wohlgestimmten Saiten der Zither und spielte mit Lust und Wärme den „Kärthner Lieder Marsch".

Noch während Anton spielte, hatte der Vater seinen alten Hut vom Kopfe genommen und in die Ecke geworfen. Sprachlos blickte er bald auf die Zither, bald auf seinen Buben. Ja, war denn das wirklich der stille Toni, der sonst immer so scheu, so furchtsam war? Woher kam denn die Zither da, und wo und von wem hatte sein Bub das Zitherspielen gelernt? — Aber der Vater hatte nicht viel Zeit zu stillen Betrachtungen, denn schon griff Anton wieder in die Saiten und entlockte dem Instrumente jene einfachen, gemüthvollen Melodien, welche den schlichten, heiteren Sinn der Gebirgsbewohner wiederspiegeln. Wie flink glitten die kleinen Finger über die Saiten, wie viel Leben blitzte aus den Augen des Knaben! — Weg waren die zechenden Freunde drüben im Wirthshaus. Leise zog der Vater die schweren Stiefel aus und machte sich's bequem. Er stopfte mit behaglicher Ruhe sein Pfeifchen, plauderte mit der Mutter von den glücklichen früheren Tagen,

von einer besseren Zukunft, und als Anton auf seine Bitte den Kärthner Liedermarsch nochmal erklingen ließ, da nahm der Vater das volle Glas zur Hand und trank auf das Wohl seines Weibes und seines Toni. Es war schon spät, als Anton noch unter Begleitung der Zither ein Lied sang:

„Lieber Gott beschütz' mich diese Nacht!
Schütz den Vater mir und's Mütterlein!
Bin ich dann vom Schlaf gesund erwacht,
Will ich wieder froh und lustig sein."

Leise summte der Vater das Lied mit, und als Anton verstummte, wiederholte er nochmals die letzten Worte. „Ja," sagte er; „ich will wieder froh und lustig sein, aber bei euch zu Hause." Hätte Anton goldene Münzen durch sein Spiel gewonnen, er wäre kaum so glücklich gewesen, als in diesem Augenblick.

Bald war's finster und still in der kleinen Hütte; drei glückliche Menschen lagen im tiefen, ruhigen Schlafe.

Anton umgaukelten im Traume seltsame Bilder. Fern von der lieben Heimath spielte er Zither. Er sah sich umgeben von vornehmen Personen, und Alles lauschte seinem Spiele. Dann fand er sich plötzlich einsam und verlassen in einem öden, dunklen Raume. Er hatte Niemand, mit dem er sprechen, Niemand, dem er seinen Kummer an-

vertrauen konnte. Nur eine Freundin blieb ihm treu zur Seite, — die Zither. Ihr klagte er sein Leid, seinen Schmerz, und sie sprach in sanften Tönen mit ihm und zu ihm. Und als er wieder die Saiten seiner Zither berührte, da öffnete sich wie mit Zauberschlag die Thüre seines Verließes — er war wieder frei. Mit einem frohen Athemzug erwachte er.

Der Zithern-Toni.

Anton hatte seine Schulzeit mit Auszeichnung beendet. Er hatte sich ein Zeugniß erworben, mit dem ihm wohl jeder Meister gerne die Thüren seiner Werkstätte geöffnet haben würde. Aber der Knabe stand bei der Wahl seines Standes nicht lange auf dem Scheideweg.

Bestimmte ihn auch der Vater schon als Kind zum Zimmermann oder Tischler, so hatte Anton doch längst seinen Meister gefunden, und gerne gab der Vater seine Einwilligung. Jodler hatte es auch gar nicht anders erwartet, als daß Anton lerne, wie man eine Zither, eine Violine mit gutem Ton und Klang kunstgerecht verfertige.

Und als der Knabe zum erstenmale als Lehrling in Jodler's Werkstätte stand, umgeben von

den vielen großen und kleinen Instrumenten, die alle so still an den Wänden herumhingen, beschlich den kleinen Lehrling ein seltsam wonniges Gefühl. Lag doch in jedem dieser leblosen Instrumente ein kleiner Kobold verborgen, jeden Augenblick bereit, Lust und Frohsinn, Leid und Schmerz hervorzuzaubern. Wie ruhig, wie harmlos lag dort im Winkel eine Zither, und doch; wie viel Leben barg das kleine Ding! Sorg' und Kummer konnte sie verscheuchen auch in der ärmsten Hütte und wiederum so leise klagend an's Herz sich schmiegen. Anton dachte noch jener Zeit, wo er so oft mit spähenden Augen nach Jodler's Fenster lugte, und nun stand er nicht mehr draußen, wie ein hungernder Knabe, sondern den Werkzeug in der Hand, fand er sich mitten unter den heiß ersehnten Schätzen, sollte auf's Innigste damit vertraut werden und schaffen und walten nach Herzenslust. Anton wanderte nun täglich mit seinem Vater dem Städtchen zu und Abends kehrten beide mitsammen wieder nach Hause.

Der Vater hatte seit dem Namensfest seine arme Hütte wieder lieb gewonnen und sich immer mehr vom Wirthshause ferne gehalten. War auch die Tagesarbeit noch so schwer, so belebte ihn doch der Gedanke auf sein stilles, friedliches „Heim". Er freute sich auf Anton, der Abends die Zither

schlagen mußte und bald waren die zechenden Freunde für immer vergessen. Mit leisen Tritten schlich wieder Glück und Friede in die kleine Hütte, zumal auch die Mutter, deren Pflege eine gutherzige Nachbarin übernommen, sich mit jedem Tage wieder wohler und kräftiger fühlte.

Um so eifriger hing nun Anton an seiner Zither, und Jodler's Vorrath an Musikalien reichte bald nicht mehr hin, den nimmer müden Zitherspieler zu befriedigen. Anton verschaffte sich daher mit seinen ersparten Kreuzern Musikalien aus nah und fern. Ein wahrer Festabend war es dann für den Jungen, wenn eine kleine Sendung neuer Sachen anlangte. Mit gierigen Blicken überflog er die Noten, und dann ging's an's Spielen und Ueben, bis die kleine Hand ermüdet und erschöpft war. Seine Fertigkeit wurde aber auch mit jedem Tage größer und der Knabe verstand es bereits, die Zither zu beherrschen. Gab's dann im Orte irgend ein kleines Familienfest, so durfte Anton mit seiner Zither nie fehlen und der Knabe wußte durch sein Spiel den glücklichen Hausvater meist so zu erfreuen, daß er reich beschenkt mit Brod, Eiern, Schmalz und Butter heimkehrte. Anton's Vater bildete sich nicht wenig ein auf seinen Buben, der als Zithern-Toni wohl in jedem Bauernhofe bekannt und gern gesehen war.

Es war an einem Sonntage, als Anton nach dem Pfarrgottesdienst einen Spaziergang über die saftig grünen Wiesen machte. Er trillerte leise vor sich hin, während hoch über ihn ein anderer Sänger sein Liedchen in die Lüfte schmetterte. Anton sah zum Himmel empor, aber sein scharfes Auge konnte nur einen dunklen Punkt erspähen, der sich zuletzt ganz auflöste. Er beneidete fast den befiederten Sänger, das Kind der Luft und der Freiheit. Hoch oben in der blauen Luft schwelgte das Vöglein und ließ unermüdet seine jubelnden Weisen ertönen. Und mit dem Herbste zog's dann fort in ferne Lande, wo's wiederum denselben warmen Sonnenstrahl, denselben blauen Himmel fand, wie hier, wo seine kleine Wiege stand. Jetzt ließ sich der Sänger herab von der schwindelnden Höhe und in kreisförmigen Bogen suchte er sein verborgenes Nest auf. War doch das kleine Vöglein so lebensfroh, hatte es doch so gar keine Sorge für den kommenden Tag!

Anton gedachte der schönen Worte des Herrn und Heilandes: „Betrachtet die Vögel des Himmels! Sie säen nicht aus, sie ärnten nicht ein, sie sammeln Nichts in die Scheuern — und dennoch ernährt sie euer Vater im Himmel. Und seid ihr denn nicht viel vortrefflicher als sie?"

Jetzt lenkte der Knabe seine Schritte nach

Hause. Er hatte seine Zeit wohl eingetheilt. Gehörten auch die Wochentage der Arbeit, so widmete er dagegen den Sonntag dem Studium. Der Pfarrer des Ortes hatte dem einst so fleißigen Schüler seine ziemlich reichhaltige Bibliothek geöffnet und wählte selbst dem Knaben dasjenige aus, was er für die Bedürfnisse desselben geboten glaubte. So arbeitete denn der Knabe eifrig an der weiteren Ausbildung und Veredlung seines Geistes und hatte sich bereits Kenntnisse erworben, die sonst nicht bei einem gewöhnlichen Dorfbuben zu finden waren und den Zithern-Toni ebenso schmückten, als sein gemüthvolles Spiel.

Er hatte jetzt das Dörflein erreicht und bog eben um die Pfarrkirche, als er vor dem Wirthshause einen Menschenhaufen erblickte, der sich allmälig unter lautem Gelächter auflöste. Ein alter Mann war über die Treppe des Wirthshauses gestürzt und hatte dabei seine Drehorgel arg beschädigt. Wehklagend betrachtete der Greis sein zerbrochenes Instrument, das einzige Hab und Gut, von dem er kümmerlich genug sein Leben fristete.

Daneben stand die Tochter des Leiermanns und suchte ihren Vater zu trösten, obschon ihr selbst die hellen Thränen in den Augen standen. Sie mochte vielleicht zwanzig Jahre zählen, und

doch war der Frühling des Lebens auf ihrem Gesichte verflogen. Kummer und Sorge hatten ihre Züge frühzeitig gealtert und nur die frischen, lebensvollen Augen waren noch stumme Zeugen ihrer Jugend.

Der Zithern-Toni besann sich nicht lange und führte Vater und Tochter mit sich nach Hause. Hier untersuchte er die beschädigten Stellen und bald hatte der junge Instrumentenmacher den Leierkasten soweit wieder hergestellt, daß er noch auf viele Jahre brauchbar war.

Der alte Mann überschüttete den Toni mit einem ganzen Vorrath von Dankesworten und meinte, einem solchen Jungen könne es auf der Welt nicht schlecht gehen. Er nahm mit tiefen Bücklingen Abschied und trat dann mit der Tochter seine mühevolle Wanderung wieder an.

Anton aber hatte den Dank des alten Mannes nicht nöthig; er fand ja denselben in seinem Herzen. Kein Dankeswort, kein Lohn vermag das wonnige Gefühl zu ersetzen, das nach jeder guten Handlung unser Inneres durchzieht.

Der Zithern-Toni hatte sich aber auch die Liebe der gesammten Dorfjugend erobert. Mancher Bube lauerte ihm den Weg ab, und Anton hatte dann gewöhnlich etwas in der Tasche, womit er den kleinen Bettler überglücklich machte. Kein Kind

war im Dorfe, das nicht schon ein Pfeifchen, eine Mundharmonika, einen quackenden Frosch vom Zithern-Toni erhalten hatte. Oft sah er sich von einer ganzen Schaar Buben umringt, die alle sehnsüchtig nach seinen Taschen lugten. Anton gab ihnen dann Räthsel auf, und wer sie löste, erhielt einen Preis.

Vier Jahre waren bereits verflossen, seit Anton in Jodler's kleiner Werkstätte mit allem Eifer, mit aller Treue arbeitete. Es war schwer zu sagen, ob der Schüler den Meister, oder dieser seinen Schüler mehr liebte. Jodler fühlte sich glücklich, wenn er seinen Lehrling in der Nähe wußte und nochmal so gut ging ihm die Arbeit aus der Hand. Manchmal legten sie auch den Werkzeug bei Seite und spielten „zu zweit“ Zither, wobei Meister Jodler wohl merkte, daß ihm sein Schüler bereits nahe auf den Fersen sei. Jodler dachte nie daran, daß dieses traute Verhältniß sich einmal lösen könnte.

Anton hing an seinen Eltern, an seiner Heimath mit aller Liebe. Nicht weniger fest hatte er seinen Lehrmeister in sein treues Herz geschlossen. Und doch war's ihm manchmal zu eng in seinem stillen Thale; er sehnte sich fort, hinaus in die unbekannte Welt. Der Zither vertraute er dann seine verborgenen Wünsche und die weichen, sehn-

suchtsvollen Töne, die er in solchen Augenblicken dem Instrumente zu entlocken wußte, stachelten nur um so mehr den Wandertrieb des jungen Zitherspielers.

Der Zithern-Toni hatte einen festen, eisernen Willen. Was er einmal zu erreichen wünschte, hielt er fest im Auge und Nichts vermochte ihn dann von seinem Entschluße abzulenken.

Eines Tages spielten Jodler und Anton wieder mitsammen Zither. Die letzten Klänge des heitern Marsches: „Fort in die Ferne!" waren kaum verklungen, als Anton die Hand seines Meisters ergriff und ihm zuflüsterte: „Jodler, auch mich zieht's fort."

Der Meister sah den Zithern-Toni mit starren Augen an. Es war ihm, als hätten alle seine Instrumente in der Werkstätte einen schrillen Ton von sich gegeben. Aber Anton wiederholte die Worte nochmals, doch lange nicht mehr so leise, so schüchtern. Was seit langer Zeit sein Herz gedrückt, war endlich seinen Lippen entschlüpft.

„Ja, Meister!" sagte Toni treuherzig; „ich sehne mich fort, ich will Land und Leute sehen. Meister, Du liebst mich, wie ein Vater sein Kind, und darum willst Du auch gewiß nur mein Glück. Um sich des Glückes zu freuen, muß man auch das Unglück kennen gelernt haben. Ich hoffe auf meinem Lebenswege so manch' froher, glücklicher

Stunde zu begegnen; ich werde aber auch dem Kampfe um's Dasein nicht ausweichen. Als erprobter Steuermann, der von manchen Sturm zu erzählen weiß, hoffe ich Dich einst wieder zu sehen. Müßt' ich mich doch schämen vor Dir, wollte ich mein Leben lang im warmen Neste sitzen. Hab ich nicht Recht, Vater Jodler?"

„Ob Du Recht hast," sagte Jodler. „War noch lange nicht so alt wie Du Anton und hab' schon fort gemußt aus dem warmen Neste meiner lieben Heimath. In Noth und Sorgen bin ich groß geworden und unter bitteren Thränen aß ich oft mein dünnes Brod aus fremder Hand. Aber es hat nicht geschadet; denk' immer gern zurück an jene Wanderszeit. Sie ist mir ein goldenes Schatzkästchen der Erinnerung an Glück und Unglück, ein Schatzkästchen, aus dem ich mir auch jetzt noch Rath und weise Lehren hole."

Jodler schwieg. Er ließ seine Jugend, seine Wanderzeit vorüberziehen; er dachte an das nahe Ziel seiner irdischen Pilgerfahrt. Langsam griff er in die Saiten und sang nun mit tiefer Empfindung Schuberts „Abendglocke".

Ein Wand'rer zieht auf fernen Wegen,
In der Brust der Sehnsucht Qual.
Horch! da tönt die Abendglocke
Lieblich durch das stille Thal.

Und der Wand'rer steht und lauschet
Auf dem Stab gestützt ihr zu;
Abendglöcklein, Abendglöcklein,
Wiegst nun Alt und Jung zur Ruh.

Wiegst zur Ruhe Alle, Alle
Und mit ihnen Lust und Schmerz.
Wann, o Glöckchen, rufst du endlich
Auch zur Ruh, zur Ruh, mein Herz?

Jodler wischte sich eine Thräne aus seinem Auge; dann reichte er seinem Schüler die Hand und sah ihm lange treuherzig in die jugendfrischen, klaren Augen. „Ja," sagte er, „zieh fort in Frieden! Hab Gott vor Augen in Leid und Freud, dann hast Du einen festen Wanderstab! Denk' auch manchmal an den alten Jodler!"

Einige Wochen nachher arbeitete Jodler allein in seiner Werkstätte. Die Dorfjugend hatte keinen Zithern-Toni mehr und in Schlager's Hütte waren die Saiten der Zither verstummt.

Anton hatte seine Heimath verlassen, nachdem er auch von seinen Eltern die Einwilligung erlangt und deren Segen sich erbeten hatte.

Die Blinde.

Es war ein herrlicher Maimorgen, als Anton durch die Straßen der alten Stadt Salzburg der Salzachbrücke zuschlenderte. Da zeigten sich die verschiedenen malerischen Parthien zum ersten Ueberblick, — am linken Ufer der Mönchsberg mit der weitläufigen Feste Hohensalza, die Kuppel des Domes, die Thürme der andern Kirchen; — am rechten Ufer die hohen Häuser, die träumerisch in den Strom hinabblickten, hinter ihnen der ernst heitere Kapuzinerberg. Und während Anton sich über das Geländer der Brücke beugte und den raschen Lauf des Stromes verfolgte, dachte er an die Märchen aus alten Zeiten: an den Wunderdoktor Theophrastus Paracelsus, dessen Diener eine Tinktur in den Fluß goß, welche die Oberfläche der Salzach in schimmerndes Gold verwandelte. Aber die Goldkörner fielen nach und nach zu Boden, und seit jener Stunde führt die Salzach Gold in ihrem Sande.

Länger verweilte Anton vor dem Haus, in welchem Wolfgang Amadeus Mozart 1756 das Licht der Welt erblickte. Mozart's Geburtshaus bietet einen Durchgang. Anton betrat den schmalen Hof, — da spielte der Knabe; da spannte er die

Saiten zu seinem seelenvollen Spiel; hier war der Knabe in reiner, unschuldiger Freude so glücklich. Anton war es, als umsäuselten ihn die Klänge der ersten Kompositionen des großen Meisters. Vor dem ehernen Standbild Mozart's gelobte sich Anton im Stillen, niemals die Macht der Töne zu mißbrauchen.

Nun besuchte Anton den im Schutze mächtiger Felsen gelegenen Friedhof zu St. Peter.

Ein sinniger Brauch spricht zu unserm Gemüthe: fast auf jedem Grabstein sehen wir eine Vertiefung in Form eines Herzens eingemeißelt, wie um Thränen Ueberlebender oder Weihwasser aufzunehmen, und wenn der Ruhende unter dem Stein keine Lieben mehr hat, thut's der Himmel selbst und träufelt Tröpflein in die Herzen.

Dort die Zelle in der Felswand! Darin wohnte der heilige Maximus; in anderen Höhlen des Mönchsberges bargen sich seine frommen Genossen vor der Wuth der Heruler, die die Stadt plünderten und den heiligen Maximus ermordeten.

Von da besuchte Anton die Domkirche, eine der edelsten Nachbildungen der Peterskirche zu Rom.

Auch in dem Franziskanerkloster fand der Zithern-Toni Einlaß, wo Pater Peter sich auf seinem von ihm selbst erfundenen Instrumente hören ließ. Wie staunte Anton, als der schlichte

Pater auf einem und demselben Instrumente fast alle anderen nachzuahmen vermochte.

Nun suchte Anton den Peterskeller auf, um bei einem Glas Wein zugleich ein einfaches Mittagessen einzunehmen. Als Anton sich gestärkt und ein wenig ausgeruht hatte, trat er seine Wanderung von neuem an und lenkte seine Schritte nach dem Mönchsberg, dem Glanzpunkte Salzburgs.

Beim Anblicke so reicher landschaftlicher Schönheit, wie sie sich nun dem entzückten Auge darbot, erwachte in Anton's Brust auf's Neue das Wandervöglein: er wollte den Arm ausbreiten und leicht und selig hinabfliegen von der Höhe in's Thal, über die Gründe hin, zu den Alpen empor und über die Wipfel der Wälder hinweg — zu Jodler, zu seiner Heimath, die in weiter Ferne ihm so freundlich entgegenwinkte. — Und dort grüßte der ernste, zaubervolle Untersberg.

Anton wußte noch von der Schule her die reizenden Sagen, die sich an diesen Berg knüpften: „Ein uralter Mönch mit einem mächtigen Schlüsselbunde öffnet das Thor in den Berg. Auf einer wunderlieblichen Wiese steht eine Kirche mit zweihundert Altären und dreißig Orgeln. Sechshundert Mönche singen darin und zahlloses Volk strömt zum Gottesdienste. Friedrich Barbarossa sitzt einsam an einem Marmortische, um den ihm der

silberweiße Bart bereits zweimal herumgewachsen ist. Und der Mönch schlägt dann viele Bücher auf und liest von der Strafe der Gottlosigkeit und von den Gräueln des Gerichts, und wie Friedrich Barbarossa wieder aus dem Berge kommen und streiten und siegen wird. Der Mönch zeigt dann noch viele andere Herrlichkeiten, die alle im Wunderberge verschlossen sind. Anton besuchte noch manch' lohnenden Punkt, bis der Abend ihn zur Heimkehr gemahnte.

In einem einfachen, aber vielbesuchten Gasthause der Vorstadt Mülln hatte Anton seine Herberge aufgeschlagen. Ermüdet von seinen Wanderungen betrat der Zitherspieler das Gastzimmer und suchte sich ein bescheidenes Plätzchen aus. Nachdem er sich durch Speise und Trank gestärkt hatte, gab er sich in gemüthlicher Ruhe seinen Reisegedanken hin. Das Gemurmel der Gäste, der Tabaksqualm, der nach und nach die Stube erfüllte, machten ihn frühzeitig schläfrig. Von Zeit zu Zeit sanken ihm die Augen zu, aber sein Geist beschäftigte sich noch immer mit Jodler, dem er im Halbschlummer noch so vieles zu erzählen hatte. Und wie horchte der gute Vater Jodler ihm so still und aufmerksam zu — bis der Klang einer Zither unsern Anton aus seinen Träumereien weckte.

Er sah auf, — neben ihn hatte eine Blinde Platz genommen und stimmte nun eben ihre Zither. Jetzt war aber auch aller Schlaf aus seinen Augen verflogen. Begierig, was er heute noch auf seinem Lieblingsinstrumente hören sollte, ließ er sich sein Glas nochmal füllen.

Die Blinde begann ihr Spiel, und nur um so lauter wurde jetzt von den Gästen die Unterhaltung geführt, als wollte man die grellen Mißtöne der schlecht gestimmten Zither gewaltsam unterdrücken. Auch Anton hatte sich genug gehört. Er fühlte Mitleid mit der armen Blinden, die mit so mangelhaftem Spiel sich ihr spärliches Brod verdienen mußte.

Die Blinde sang nun Lieder, — Lieder, wie sie nie den Mund eines Christen beflecken sollten. Ein Theil der Gäste erhob ein wildes Gelächter und durch die Hoffnung auf reichliche Gaben ermuthigt, spritzte sie immer mehr ihren schmutzigen Vorrath hievon aus.

Da mit einemmale war es, als wären die Saiten der Zither gerissen. Anton war von seinem Sitze aufgesprungen und hatte seine Hand schwer auf die Saiten fallen lassen. Ein leises „pfui!" glitt ihm dabei über die Lippen. In der Zechstube war es plötzlich still geworden.

Die bleichen Wangen der Blinden rötheten

sich vor Scham, und willig ließ sie es geschehen, daß Anton die Zither stimmte.

Er griff in die Saiten und es war, als ob die mißhandelte Zither aufjauchzte unter den seelenvollen Tönen, die Anton dem alten Instrumente entlockte. Der Zauberer hatte die wilden Geister gebannt. Die reinen Klänge schlugen tief in die Herzen der Gäste und immer höher und höher lenkte Anton durch sein Spiel die Gedanken aufwärts, bis alle Anwesenden in stummer Vergessenheit sich von der Erde getrennt fühlten.

Als Anton geendet, da ertönte kein lautes „Bravo," kein stürmisches Händeklatschen, sondern tiefes Schweigen hielt die Gäste gefangen, als wären ihre Gedanken noch lange nicht zur Erde zurückgekehrt. —

Anton nahm einen Teller und sammelte. Große und kleine Münzen bedeckten bald den Boden; frohbeglückt übergab er den Lohn seiner kurzen Mühe der Blinden und flüsterte ihr einige Worte in's Ohr. Eine Thräne stahl sich aus den glanzlosen Augen der Blinden. Hastig steckte sie das Geschenk in die Tasche und verließ tief beschämt die Gaststube.

Auch Anton erhob sich, um sich zur Ruhe zu begeben. Fast alle Augen folgten dem abgehenden Spieler und manches „Bravo!" wurde ihm nach-

gerufen. In der dunklen Hausflur trat ein Herr auf ihn zu und reichte ihm wohlwollend die Hand. „Wackrer Junge!" sagte der Herr: „kannst gut die Zither schlagen, noch besser aber schlägt Dein Herz. Sollte Dir einmal eine Saite springen, — nun Du wirst mich ja verstehen, — dann denk' an Jakob Quarion! Der versteht zwar nicht viel vom Zitherspiel, aber ein Herz wieder fröhlich zu stimmen, das ist ihm schon manchmal gelungen."

Der Herr war verschwunden, ehe Anton noch ein Wort erwiedern konnte.

Langsam stieg er die drei Stiegen empor, die zu seinem kleinen Schlafzimmer führten. Daselbst angelangt, notirte er sich die kleinen Erlebnisse des heutigen Tages in sein Tagebuch, betete dann das Nachtgebet und begab sich zufrieden und beglückt durch sein „Doppelspiel" zur Ruhe.

Mit Gott fang an!

Frühzeitig, wie immer, stand Anton am andern Morgen auf. Sein Herz pochte heftig bei dem Gedanken, daß er mit dem heutigen Tage seine musikalische Laufbahn betreten sollte. Er kleidete sich an, verließ das Gasthaus und begab sich in die nächstgelegene Kirche, um Gottes Schutz

und Segen für den heutigen Tag zu erflehen. Getröstet und ermuthigt verließ er das Gotteshaus.

Bald darauf trat Anton in den eleganten Speisesalon eines größeren Gasthofes. Er hatte nicht viel Zeit, die vornehmen Herren und Damen zu betrachten, die eben unter leisem Geplauder ihr Frühstück einnahmen, denn schnell stürzten drei Kellner in tadellos schwarzem Anzug auf Anton zu, nicht etwa, um ihn zu bedienen, sondern mit staunenswerther Gewandtheit den Eindringling zur Thüre hinauszuschieben. Die diensteifrigen Kellner hatten nämlich nichts Geringeres befürchtet, als daß der junge Mensch in seiner einfachen Kleidung die anwesenden Gäste durch Bettel oder Handel belästigen werde.

Erst draußen in der Vorhalle konnte der überraschte Anton vorbringen, daß er nur mit dem Herrn des Hauses zu sprechen wünschte. „Noch zu früh!“ herrschte der ältere; „warten!“ befahl der andere, während der jüngste mit einer huldvollen Handbewegung auf eine Sitzbank hindeutete. Damit waren die schwarzen Geister wieder im Speisesaal verschwunden, während Anton sich auf die Bank setzte, und über die sonderbare Höflichkeit der Kellner nachdachte. — Der Herr des Hauses mußte entweder sehr viel zu thun haben, oder er pflegte die schönsten Stunden des Tages

zu verschlafen. Schon war eine Stunde verflossen und Anton hatte Zeit genug, die an den Wänden angeschlagenen Anzeigen zu lesen. Endlich klopfte ihm Jemand mit den kurzen Worten: „Sie wünschen?“ auf die Schulter. Anton drehte sich rasch um, und da er sogleich in der ganzen Erscheinung des vor ihm stehenden Herrn den Besitzer des Gasthofes vermuthete, so bat er um die Erlaubniß, heute Abend auf der Zither spielen zu dürfen.

Kaum hatte der Herr das Wort Zither gehört, als er den Kopf schüttelte, sich umdrehte und unsern Anton allein stehen ließ. Eine Stunde gewartet und so kurzen Bescheid! —

Etwas entmuthigt verließ Anton den Gasthof und versuchte nun bald dort, bald da sein Glück. Aber überall denselben Erfolg: ein bedächtiges Kopfschütteln, ein kurzes, hartes „Nein.“ Hätte sich Anton nicht geschämt, er wäre stracks wieder zu Vater Jodler heimgekehrt. So wenig also galt die Zither in den Augen der vornehmen Leute! Und doch hatte er bis heute geglaubt, daß kein Instrument inniger vom und zum Herzen sprechen könne, als seine liebe, liebe Zither. Sollte er sein Glück in den gewöhnlichen Wirthshäusern Salzburgs versuchen? — Seine dürftig gefüllte Geldbörse gemahnte ihn zwar sehr eindringlich hiezu; aber dann waren ja alle seine schönen Hoff-

nungen und Träume, die ihn bis jetzt wie traute Sterne geleitet, verblaßt.

So in trübe Gedanken versunken, schlenderte er auf der von Eichen, Buchen und Linden beschatteten, breiten Straße nach Hellbrun zu. Da blieb er plötzlich stehen; ein Freudenschimmer durchflog sein bekümmertes Gesicht. Er dachte an den freundlichen Herrn, der ihm gestern Abends nach dem Doppelspiel so wohlwollend die Hand gereicht und ihn versichert hatte, daß er ein trauriges Herz wieder fröhlich stimmen könne.

Aber der Name, der Name dieses Herrn! — Er war ihm entfallen; er wußte nicht einmal, wer der Herr überhaupt war. Vergebens quälte er seinen Kopf, vergebens sagte er sich alle möglichen Namen vor. Aergerlich über sein schwaches Gedächtniß wanderte er rasch vorwärts, immer fest auf den Boden blickend, als könne er da den gesuchten Namen finden. So gelangte er nach dem schönen Lustschloße Hellbrun.

Die herrlichen Grotten, Triebwerke und Wasserkünste kühlten seinen heißen Kopf etwas ab und dämpften die Unruhe und Sorge seines Gemüthes wenigstens auf kurze Zeit. Da vor einem Wasserbassain stand ein langer, steinerner Tisch, rechts und links Sitze, ebenfalls von Stein. Harmlos setzte sich Anton auf einen solchen Sitz und wollte

eben wieder nach Namen fischen, als er sich plötzlich von feinen Wasserstrahlen zur großen Belustigung der Fremden gänzlich eingeschlossen sah. Die kühle Gefangenschaft dauerte indeß nicht zu lange. Die Wasserstrahlen verkrochen sich ebenso schnell wieder in den Kiesboden, als schämten sie sich ihres eben getriebenen muthwilligen Spieles.

Da plätscherte, rauschte und murmelte es aus verschiedenen Gestalten. Eber, Hunde, Fische spieen Wassersäulen in marmorne Becken. Dort wieder waren kleine Nischen, in denen drollige Männlein die Thätigkeit der verschiedenen Handwerker nachahmten. In einer andern Grotte war alles Leben: Soldaten, Kaufleute, Müller, Kaminfeger, Gassenjungen, Bärentreiber bewegten sich in geschäftiger Eile hin und wieder. Besonders die singende Grotte fesselte unsern Anton. War es doch, als ob viel hundert Vögel, versteckt in den glitzernden Gesteinen, ihre Lieder sängen.

Nun suchte sich Anton in dem herrlichen Garten ein lauschiges Plätzchen aus, um auszuruhen und sich bei Bier und Brod etwas zu erfrischen. So verborgen aber auch dieses Plätzchen war, so hatten ihn doch längst ein Paar Augen entdeckt, die ihn nicht mehr losließen.

Anton wurde nach und nach wieder heiterer. Mit Gott, dachte er sich vertrauensvoll, hab ich

den Tag begonnen, und Gott wird mich auch führen und — „nun, wie geht's, junger Zitherspieler?“ rief plötzlich eine Stimme hinter ihm.

Anton blickte auf und wie war er erfreut, als er vor sich den Herrn sah, dessen Name ihm entfallen war.

„Scheint mir fast,“ sprach der Herr freundlich weiter, „als wäre Dir schon eine Saite gesprungen, da Du Dir ein so einsames Plätzchen ausgesucht; nun, sollte mich freuen, wenn der alte Quarion sie wieder aufziehen könnte.“

Das waren so die rechten Worte, die dem etwas scheu gemachten Anton gerade jetzt gelegen kamen. Als stünde Jodler vor ihm, so treuherzig erzählte Anton, was ihm heute begegnet, und was ihn so bekümmert mache. „Und hast Du denn so schnell den Namen Quarion vergessen?“ tadelte der Herr. „Ja, ja, so seid ihr, Musikanten, euer ganzes Gedächtniß liegt in den Noten vergraben.“ Darauf zog er eine Karte aus seinem Taschenbuch und schrieb rasch einige Worte auf dieselbe.

„So!“ sagte er dann; „da hab ich Dir einen Gasthof bezeichnet; denn suche auf und übergieb diese Karte! Hast aber keine Zeit mehr zu verlieren, wenn Du heute noch Deine Kunst zeigen willst. Und, junger Mann, nimm Dich in Acht! Sieh nicht rechts, nicht links, blick fest nur auf

die Zither! Auf Wiedersehen!“ Der alte Herr reichte ihm lächelnd die Hand und begab sich an einen Tisch, an dem eine kleine Gesellschaft von Herrn und Damen ihn in ihren munteren Kreis aufnahm.

Anton steckte das Billet zu sich und machte sich sofort auf den Weg. Nachdem er eine Strecke von Hellbrun entfernt war, setzte er sich unter eine Linde und zog die Karte heraus. Da stand nichts weiter als der Name „Quarion“ und darunter mit Bleistift geschrieben: „empfiehlt den Ueberbringer.“ Wer mochte wohl dieser Quarion sein, daß sein Name ihm die Thüren eines vornehmen Gasthofes öffnen sollte! — Und war es auch ein solcher? — Quarion war ja gestern in einem sehr einfachen Gasthause der Vorstadt Mülln; er konnte ihm ja ein ähnliches Wirthshaus empfohlen haben! — Anton wendete die Karte um. Da stand der Name eines ihm gänzlich unbekannten Gasthofes.

Unter Sorg und Hoffnung wanderte der Zitherspieler wieder weiter, und als er in die ersten Straßen der schönen Stadt einlenkte, stieg seine Beklommenheit nur noch mehr. Er las die Namen großer und kleiner Gasthöfe, aber keiner hatte mit dem auf der Karte bezeichneten eine Aehnlichkeit. Er fragte dort und da, man wies

ihn von Straße zu Straße, bis er endlich vor dem eleganten Hause stand, in dem er heute Morgens sein Glück zuerst versuchen wollte. Jetzt las er den Namen, der mit großen Goldbuchstaben über dem Portale prangte, besah seine Karte und fand hier den gleichen. Nun sank ihm die Hoffnung gänzlich, denn Anton glaubte nicht, daß seine kleine Karte der Zauberschlüssel zu diesem vornehmen Gasthofe sein könnte. Sollte er nochmals den Speisesaal betreten, um von den drei dienstbaren Geistern wiederholt, vielleicht etwas derber, hinausgeschoben zu werden! —

Er hätte am liebsten die Karte zerknittert, und wäre wieder umgekehrt. Glücklicherweise zeigte sich der Herr des Hauses noch zur rechten Zeit unter dem Portale. Anton trat rasch auf ihn zu, überreichte ihm seine Karte und brachte seine Bitte von heute Morgen nochmals vor.

Kaum hatte der Herr einen flüchtigen Blick auf die Karte geworfen, als er den erstaunten Anton mit freundlicher Miene einlud, Schlag acht Uhr zu erscheinen und die Gäste durch sein Spiel zu unterhalten. Mit freudefunkelnden Augen versprach Anton pünktlich zu erscheinen und sein Bestes thun zu wollen. Dann eilte er in die Vorstadt Mülln nach seinem Gasthause, um das Nöthige vorzubereiten.

Glück auf!

Anton putzte sich sauber heraus, untersuchte und stimmte sein Instrument und hielt noch eine kurze Probe. Dann machte er sich auf den Weg und Schlag acht Uhr betrat er den Saal des Gasthofes. Er fand denselben bereits gefüllt von wohlgekleideten Gästen; große Kronleuchter goßen ein Meer von Licht über den prächtigen Saal aus und Kellner in schwarzem Frack und weißer Weste flogen geräuschlos hin und her, um zu bedienen.

Anton setzte sich bescheiden an ein Tischchen am untern Ende des Saales und legte seine Sachen zurecht. Ein banges Gefühl beschlich ihn, als er den scheuen Blick über den glänzenden Saal gleiten ließ. Jetzt verstand er die Worte Quarions: „Sieh nicht rechts, nicht links, blick fest nur auf die Zither!" Er befolgte die gut gemeinten Worte seines räthselhaften Schutzherren und blickte starr auf sein Instrument. Da war es ihm, als umschwebe ihn das lächelnde Bild Jodlers, und der Meister selbst setze sich auf den Stuhl und griffe herzhaft in die Saiten.

Allmälig sank seine Furcht und ein inneres Feuer durchzuckte seine Finger. Kräftig griff er

in die Saiten und spielte mit Lust und Wärme den „Gruß aus der Ferne!“

Aber die Gäste achteten wenig auf Anton's Spiel, kaum daß einer oder der andere flüchtig nach ihm hinhorchte. Nur ein Herr hatte sich dicht neben Anton gestellt, und als dieser sein Spiel beendet, ihm ein leises „Bravo!“ in die Ohren geflüstert.

„Nur nicht verzagen!“ ermunterte ihn Quarion, — denn dieser war es, — „Du mußt die Gäste erst gewinnen.“

Anton, dem durch die gleichgiltige Haltung der Gäste schon der Muth gesunken war, sammelte nochmals seine Kräfte und begann von neuem das Spiel. Er schlug die Zither mit inniger, tiefer Empfindung; klar und rein perlten die weichen Töne über die Saiten und schmiegten sich gar traulich an das lauschende Ohr.

Es wurde still und immer stiller in dem glänzenden Raume. Die laute Unterhaltung war verstummt und alle Augen hafteten an dem jungen Musikanten.

Als Anton endete, erhob sich mit einemmale ein lauter Beifall, der immer mächtiger anschwoll, so daß der überglückliche Anton sich genöthigt sah, sein Spiel zu wiederholen. Jetzt hatte er sich Bahn gebrochen. Sein Spiel war zum Magnet

geworden, mit dem er alle Anwesenden unwiderstehlich an sich zu ziehen wußte.

Mit jedem Stück, das Anton noch vortrug, stieg die Bewunderung, ja fast die Verehrung für den jungen Künstler. Er war der Töne Meister, — die Zither lebte in seiner Hand. Sie ward ihm zum Zauberstab, mit dem er Lust und Freude, Wehmuth und Sehnsucht zu erwecken verstand.

Und als nun die Gaben so reichlich auf den Teller floßen, da gedachte Anton mit heimlicher Herzensfreude seiner armen Eltern und des Meisters Jodler. Hätte dieser doch heute den Ruhm seines Schülers gesehen!

Es war schon spät, als Anton aufbrach. Wie sehr war er überrascht, als der stolze Besitzer des Hotels ihn freundlich ersuchte, doch morgen ebenfalls die Gäste durch sein kunstvolles Spiel zu erfreuen. Anton sagte natürlich bereitwillig zu; dann wurde er noch von den drei dienstbaren schwarzen Geistern unter mancherlei Bücklingen zum Portale geleitet. Welcher Wechsel zwischen Morgen und Abend! —

Als Anton in seinem Stübchen sich befand, war sein Erstes, daß er dem lieben Gott dankte für seine Hilfe. Dann zählte er das Geld — es war ein hübsches Sümmchen für einen einzigen Abend — und verwahrte es sorgsam in dem Schrank.

Den andern Morgen brachte Anton damit zu, sich fleißig auf der Zither für den kommenden Abend zu üben. Sein Selbstvertrauen war gehoben und so wollte er es heute Abend mit Compositionen wagen, deren Schwierigkeit eine große Fertigkeit von Seite des Spielers erforderte. Dann machte er sich auf den Weg, um seinen geheimnißvollen Schutzherrn aufzusuchen und ihm zu danken.

Quarian besaß außerhalb der Stadt ein einfaches, schmuckloses Haus, obschon er in ganz Salzburg als ein sehr reicher Mann bekannt war. Wie hätte er auch sonst so große Summen für seine Liebhabereien aufwenden können!

Quarion war ein warmer Verehrer von Alterthümern. Nichts konnte ihm mehr Freude bereiten, als eine uralte Münze, Gold und Schmuckgegenstände, die eine geschichtliche Bedeutung hatten, Urnen, kaum noch lesbare Urkunden aus alten Klöstern u. dgl. Mit Bienenfleiß sammelte er seit vielen Jahren, machte oft zu diesem Zwecke weite Reisen und scheute keine Kosten, wenn er in den Besitz einer besonderen Seltenheit gelangen konnte.

Natürlich kam er bei dem Suchen und Haschen nach Alterthümern mit hohen und niederen Personen in Berührung und war sohin weit und breit als der Alterthümler Quarion nicht nur bekannt,

sondern auch gern gesehen, da er nicht selten für altes unscheinbares Zeug ein gut zahlender Käufer war. In Salzburg selbst war Quarion geliebt und geachtet, denn wo und wie er konnte, that er Gutes und half aus der Noth.

Sein Haus war von unten bis oben mit alten, großen und kleinen Gegenständen vollgepfropft, so daß man beim Betreten desselben wohl denken konnte, ein Tändler habe hier seine Bude aufgeschlagen. Die alten Bücher, Bilder, Handschriften, Münzen, Waffen u. s. w. zu ordnen, vom Staube zu reinigen und sich von ihnen in längst vergangene Zeiten führen zu lassen, war nun Quarion's liebste Beschäftigung. Stundenlang konnte er sein Auge weiden an einem verrosteten Schwert, das einst die starke Hand eines edlen Kreuzritters geschwungen. Er maß wohl hundertmal dessen Länge, wog es auf der Hand ab, versuchte die schwere Waffe zu schwingen und hing sie dann wieder behutsam, als wär's von Glas, an den bestimmten Ort.

Eben hatte er eine Trinkschale aus der Zeit des Kaisers Augustus in der Hand, deren Pflanzenornamente er betrachtete, da tönte die Glocke durch das stille Haus.

Quarion öffnete selbst und war hoch erfreut, den Zitherspieler vor sich zu sehen. Er führte

Anton sogleich in die Heiligthümer seines Besitzes. Dieser war nicht wenig befremdet über die Masse aufgehäufter alter, unansehnlicher Dinge, die Anton wohl alle ohne Bedenken verschenkt hätte. Wie staunte er aber, als ihm Quarion all' das in ebensoviele Schätze verwandelte, die eine nie versiegende Quelle des reinsten Vergnügens boten. Wie bewunderte er die reichen, tiefen Geschichtskenntnisse, die Quarion selbst an die unscheinbarsten Geräthschaften zu knüpfen wußte.

Anton, der schon in der Schule ein wißbegieriger Knabe war, gewann bald eine rege Theilnahme an den Liebhabereien seines Schutzherrn und unbewußt drangen beide immer tiefer in die oft dunklen Gänge des Alterthums.

Quarion besaß auch Schätze aus der Zeit der griechisch-römischen Kunstblüthe.

Auf einer silbernen Schale zeigte sich das Kind des Herkules, wie es die ihm nahenden Schlangen zerdrückt. Der Kopf des Knaben war schön gearbeitet und auf seinem lächelnden Gesichte drückte sich die Freude aus, seine Stärke zeigen zu dürfen. Die kleinen derben Fäuste halten die Hälse der verendenden Schlangen umspannt, deren Windungen die kleinen Arme ohnmächtig umschlingen.

Noch schöner und werthvoller war eine Prunk-

schüssel mit dem Bilde der Göttin des Ackerbaues. Das stolze Haupt zierte ein Helm, der linke Arm umspannt den Schild, mit der rechten Hand hält die Figur das Pflugeisen.

Die Beiden würden wohl ihre geschichtlichen Wanderungen noch länger fortgesetzt haben, hätte nicht Quarion's treu besorgter Hausdiener schon zum drittenmale mit verdrießlicher Miene erinnert, daß das Essen schon längst im Gartensalon aufgetragen sei.

Anton mußte nun ohne weiters an der „römischen Mahlzeit," wie Quarion scherzte, theilnehmen und da nun einmal alles „alt" sein mußte, so kam auch eine staubige Flasche Wein aus dem Keller, die wohl schon lange nicht mehr das Tageslicht gesehen haben mochte.

Quarion goß den feurigen Ungarwein in die Gläser und trank auf die „glückliche Zukunft" des Zitherspielers, während Anton auf „ein hohes Alter" seines Gönners das Glas leerte. Unter heiteren und belehrenden Gesprächen verflogen für Anton nur allzu rasch die Nachmittagsstunden. Quarion selbst mußte den Zitherspieler zum Aufbruch gemahnen und mit schwerem Herzen verließ Anton das stille Haus, nachdem er noch seinen herzlichsten Dank für das so freundliche Wohlwollen abgestattet.

Hatte Anton gestern schon die Herzen Aller durch sein Spiel gewonnen, so feierte er heute wo möglich noch größere Triumphe. Die Befangenheit, mit der er am vorhergehenden Abend zu kämpfen hatte, war völlig gewichen, und Quarion's ächter Ungarwein, der ihm noch wie Feuer in den Adern strömte, hatte den Spieler zu voller Begeisterung entflammt. Ein dichter Kreis von Herren und Damen hatte sich um den Spieler gezogen, — man wollte ihn nicht bloß hören, sondern auch sehen. Von mancher Seite erhielt er Karten und Einladungen, die ihm den Zutritt in die vornehmsten Häuser und Gasthöfe Salzburgs sicherten. Das Herz voll Jubel, die Börse voll Geld, kehrte Anton spät in der Nacht heim. Er war so aufgeregt, daß er erst gegen Morgen in tiefen Schlaf verfiel.

Noch vierzehn Tage verweilte Anton in dem schönen Salzburg und noch lange war er nicht allen Einladungen gefolgt. Ueberall, wo er sich hören ließ, hatte er das gleiche Glück, den gleichen glänzenden Erfolg. Allmälig fühlte er sich ermüdet und wollte sich wenigstens einige Tage Ruhe gönnen. Zudem hatte er noch eine andere Pflicht zu erfüllen, auf die sich sein dankbares Herz schon lange freute.

Anton ließ sich Schreibzeug bringen, und

begann nun einen langen, langen Brief an seine Eltern zu schreiben. Er las ihn zwei-, dreimal durch: es klang ihm der ganze Brief wie eine einzige, wundervolle Melodie. Dann rollte er ein hübsches Sümmchen Geld zusammen, das er dem Briefe beilegte. Wie überglücklich machte ihn diese kleine Arbeit! Wie werden die lieben Eltern sich wohl beim Lesen des Briefes freuen! Stand ja doch in demselben, daß der Vater sich Rauch- und Schnupftabak kaufen sollte, sowie einen nagelneuen Anzug. Und sein liebes Mütterlein sollte sich täglich kräftige Suppe verschaffen, und der Vater sollte ihr sogleich einen bequemen Schlafsessel im Städtchen kaufen. Das war denn auch ein wunderschönes Spiel eines dankbaren Sohnes, das gar hoch hinauf zu den Wolken dringt und beim lieben Vater im Himmel freudigen Widerhall finden wird. — Dann schrieb Anton noch einen ebensolangen Brief an Meister Jodler, voll des innigsten Dankes für alles empfangene Gute.

Der Ring.

Mit wohlgefüllten Taschen verließ Anton bald darauf die herrliche Stadt Salzburg und wanderte am frühen Morgen gegen Hallein zu. Von da

aus gedachte er den Schwarzbachfall zu besuchen, da er ein ebenso empfängliches Herz für die Schönheit und Erhabenheit der Natur besaß. An Bäumen, Sträuchern und auf dem Grase war eine solche Verschwendung von Brillanten zu sehen, das man hätte glauben sollen, die Natur habe sich zu einem besonderen Feste geschmückt. Dazu dufteten die Wälder mit den Blumen um die Wette, der Himmel glänzte in tiefem prachtvollen Blau und ruhte wie ein schimmernder Baldachin über der sonnenbeglänzten Erde. So heiter und rein der Himmel auf den wandernden Zitherspieler herabblickte, so fröhlich und wohlgemuth zog Anton die breite Straße dahin und holte sich hie und da aus seinem großen Vorrathe ein lustiges Liedchen hervor, das er frisch und froh in die blauen Lüfte sandte.

Nach drei Stunden hatte Anton die kleine Stadt Hallein erreicht und nachdem er in einem Gasthause sein Reisegepäck abgelegt, besuchte er sogleich das nahe Salzbergwerk. Mehrere Reisende hatten sich bereits eingefunden, um ebenfalls die unterirdische Fahrt mitzumachen.

Am Eingangsstollen erhielt jeder Besucher ein Grubenlicht in einem irdenen Leuchter, und nun ging's durch lange, wagrecht laufende Stollen, deren Salzwände nicht selten in den verschiedensten

Farben aufleuchteten. Nach längerem Hin- und Herwandern, Auf- und Absteigen gelangte die schweigsame Gesellschaft an eine Rutschbahn, die achtundfünfzig Klafter in die Tiefe führte. Man setzte sich auf ein glattes Brett, — zur Unterlage diente ein Schurzfell —, ergriff mit der rechten Hand das von oben bis unten angespannte Seil, und pfeilschnell schoß einer hinter dem andern in die grauenvolle Tiefe. Wie staunte die Gesellschaft, als sie nach der dunklen Fahrt einen von Grubenlichtern märchenhaft beleuchteten Teich vor sich sah, der zur unterirdischen Wasserfahrt einlud. Eine kleine Gondel führte über den salzigen Teich. Ueber sich hatte man ein ungeheures Gewölbe, dessen Salzsteine durch die Grubenlichter in den herrlichsten Farben funkelten.

Das Wasser wird in Röhren bis zur Decke geleitet, um das salzhaltige Gestein aufzulösen. Das mit Salz gesättigte Wasser wird dann wieder in Röhren zum Sudhaus geleitet.

Als Anton auf einem sogenannten Wurstschlitten den Ausgang wieder erreichte, athmete er frei auf; die warmen Strahlen der Sonne thaten ihm wohl, und das liebe Tageslicht schien ihm nochmal so freundlich zu leuchten.

Nach Hallein zurückgekehrt, nahm Anton eine kleine Stärkung zu sich und brach dann wieder

auf. — Der Nachmittag war schon stark vorgerückt, als Anton den Schwarzbachfall erreichte.

Tiefe Einsamkeit umfing den Wanderer; kühle, feuchte Luft umwehte sein glühendes Angesicht. Von schwindelnder Höhe stürzte das Wasser in zwei Absätzen donnernd und brausend über die Felsen herab, nimmer ruhend, nimmer rastend. In stummer Betrachtung stand Anton am Fuße des Berges, gefesselt von dem hehren Schauspiel der Natur, von der gewaltigen Macht der schäumenden und zischenden Wassermasse, die Tag und Nacht im Kampfe mit den Felsen lag.

Langsam stieg Anton den Berg hinan. Je höher er hinaufkam, desto mehr fühlte er sich von dem feierlichen Walten der Natur angezogen. „O Gott!“ sprach er zu sich: „wie groß, wie herrlich ist Deine Allmacht! Wie sollten wir nicht stets und überall auf Dich, den Allmächtigen, vertrauen!“ — Unter wildem Zischen und Brausen tobt da das Wasser in die Tiefe, Alles mit sich reißend, oder überstürzend, was seinen Weg zu hemmen sucht. Und doch ist in wenigen Augenblicken diese dämonische Gewalt gezähmt und als friedliches Bächlein durchschlängelt es murmelnd duftende Wiesen und Auen.

So brausen auch oft wilde Stürme über unser Leben hin und fast scheint es dann, als

gäb' es keine Hoffnung, keine Rettung mehr. Aber mitten durch das Tosen und Brausen ertönen lauter noch die tröstenden Worte: „Vertrau auf Gott!" Ja, Gottvertrauen ist der starke Fels, an dem die zerstörenden Wogen menschlichen Elendes machtlos anprallen.

Anton saß auf einer Bank, die an einem Vorsprunge des Berges angebracht war. Er weidete seine Augen an dem schneeigen Gischt, an dem wirren Spiel der Wellen; er lauschte mit Wohlbehagen dem nimmer ruhenden Toben.

Da war es ihm, als träfe ein wehklagender Laut sein Ohr. Erstaunt und hoch aufhorchend blickte Anton in die neblige Tiefe und abermals vernahm er durch das Tosen des Wassers einen wimmernden, menschlichen Laut.

Anton, im Steigen und Klettern von Haus aus wohl geübt, sprang wie eine Gemse von Fels zu Fels und hatte in wenigen Minuten die Thalschlucht erreicht. Wirr durcheinander liegende Felsen bedeckten den Boden, zwischen denen die schäumenden Wogen sich ungestüm hindurch wälzten. Der Zitherspieler blickte spähend umher und bemerkte halb vom Wasser bedeckt einen jungen Mann.

Die Augen desselben waren fest geschlossen; das tief schwarze Lockenhaar war von Blut gefärbt und gab dem bleichen, feinen Gesicht ein

fast geisterhaftes Aussehen. Nur den blutlosen Lippen entrang zuweilen ein leiser Schmerzenslaut. Ohne Zweifel hatte der unglückliche Mann einen Fehltritt gemacht und sich beim Sturze eine schwere Verwundung zugezogen.

Anton zog den leblos scheinenden Körper aus dem nassen Bette und brachte ihn mit vieler Mühe in eine vom Wasser ausgewaschene Felsenmulde. Er sah wohl ein, daß hier schnelle Hilfe noth thue; aber wie sollte er eine solche verschaffen? Das nächste Dorf war wohl eine Stunde entfernt und allein wollte er den Sterbenden nicht lassen. Rathlos blickte Anton in die Höhe, aber kein menschliches Wesen zeigte sich auf den oft viel besuchten Wegen. Mit geschäftiger Eile sprudelte das Wasser an dem harten Sterbelager vorüber, unbekümmert, daß hier ein junges Leben mit dem Tode im schaurigen Kampfe lag.

Anton faßte die kalte, nasse Hand des Sterbenden, als wollte er das schwache Leben durch Wärme noch um Minuten zurückhalten. Endlich schlug der Unglückliche die Augen auf, — das junge Leben schien nochmal aufzuflackern. Anton fühlte einen leisen Druck der Hände und es war ihm dabei, als wäre er selbst wieder zum Leben erwacht, so groß war seine Freude. „Ich habe Durst,“ flüsterte der junge Mann und augen-

blicklich schöpfte Anton etwas Wasser in die hohle Hand, hob das blutige Haupt empor und kühlte die brennenden Lippen. Wieder verstrichen lange Minuten, ehe der schwer Verwundete ein Lebenszeichen von sich gab. Jetzt schlug er nochmal die schönen, dunklen Augen weit auf und heftete sie mit einem innig flehenden Ausdruck auf den geängstigten Zitherspieler. Der arme Anton wußte sich kaum zu helfen. In seiner namenlosen Angst und Verwirrung wollte er fast die Zither aus seinem Ränzchen nehmen, um durch sein Spiel den Tod zu verscheuchen. Er kam aber nicht dazu, seine Kunst in so seltsamer Lage auszuüben.

„Eine Bitte, eine einzige Bitte!“ bat der Sterbende mit weicher Stimme und dabei erfaßte er die Hand Anton's und zog ihn näher und immer näher zu sich, als sollten auch die nahen Felsenwände diese einzige, letzte Bitte nicht hören.

„So gewiß ich Anton Schlager heiße, ich will jede Bitte erfüllen, soferne es in meiner Macht liegt,“ versprach Anton. „Ja,“ fuhr er fort: „ich gelobe es mit Hand und Herz in dieser ernsten Stunde. Gott sei mein Zeuge!“ Anton beugte sich nun dicht zu den Lippen des unglücklichen jungen Mannes, auf daß ihm keines der Worte entschlüpfe.

„Mein Name ist Karl Walder,“ begann der

junge Mann mit leiser Stimme: „ich bin der einzige Sohn reich begüterter Eltern, welche an mir mit ganzer Seele hingen. Im warmen Sonnenschein dieser Liebe wuchs ich heran; die Jahre meiner Kindheit schwanden dahin, wie ein schöner, wunderholder Traum.“ Er schwieg, — ein Schimmer seliger Erinnerung durchleuchtete sein bleiches Antlitz. Das zaubervolle Bild einer lieben Heimath, einer guten Mutter, einer glücklich harmlosen Jugendzeit zog in sanften Farben an seiner Seele vorüber. — „Frühzeitig schon,“ fuhr er weiter, „hatte ich einen Drang zum Zeichnen und Malen. Papier und Bleistift war mein liebstes Spielzeug, mit dem ich tausend tolle Dinge darzustellen wußte. Ein reichhaltiger Farbenkasten mit den feinsten Pinseln stand mir zu Gebote. Mein Vater, der mir in seiner maßlosen Liebe nicht den leisesten Wunsch versagen konnte, hielt mir sogar zur Befriedigung meiner Laune, wie er sich ausdrückte, einen eigenen Zeichnungslehrer. Mein guter Vater ahnte wohl nicht, wie sehr er dadurch seinen eigenen Wünschen entgegen arbeitete.

„Umgeben von einer herrlichen, stillen Natur, wuchs in mir die Lust, mich ganz der Kunst des Malens zu widmen. Mein Vater besaß eine kleine Sammlung werthvoller Gemälde. Stundenlang konnte ich sie betrachten, ohne zu ermüden, und

kein Tag verging, ohne daß ich nicht „die Farbenklexer“, so nannte mein Vater scherzweise seine Gemälde, besuchte.

„Meine Neigung zum Zeichnen und Malen wurde indeß wenig beachtet, oder doch nur als ein vorübergehendes Jugendspiel aufgefaßt. Längst schon hatte mein Vater über meine Zukunft entschieden. Er besaß ausgedehnte Steinkohlengruben bei Voitsberg in Steyermark, in dem zahlreiche Arbeiter und Beamte beschäftigt waren. Ich sollte in den Gang der Geschäfte eingeweiht werden, um einst die Leitung des großen Betriebes zu übernehmen. So war's von meinem Vater schon an meiner Wiege beschlossen und er glaubte damit mein ganzes Glück zu gründen.“

Karl Walder schwieg jetzt; das Sprechen hatte ihn sehr ermüdet und erschöpft. Anton holte unterdessen abermals eine Hand voll Wasser, gab dem Leidenden zu trinken und wusch dessen noch immer stark blutendes Haupt.

Nach einiger Ruhe fuhr Karl Walder wieder in seiner Erzählung weiter: „Es war an meinem sechzehnten Geburtstage, als mein Vater mich in sein Zimmer berief und mir in fast feierlicher Weise und mit freudigem Stolze seinen längst durchdachten Plan mittheilte.

„Da mir bis jetzt kein Wunsch unerfüllt blieb,

so antwortete ich frei und frisch: „Mein lieber Vater, ich will mit den Kohlen Nichts zu thun haben. Ein Maler will ich werden!“ rief ich mit kindlichem Uebermuth und klatschte dabei fröhlich in die Hände. Mein guter Vater nahm diese Worte für Scherz, ja er freute sich sogar über meinen tollen Einfall, ein Farbenklexer zu werden.

„Der Mittag vereinigte die Beamten im großen Speisesaal zu einem Festessen, welches zu Ehren meines Geburtsfestes veranstaltet wurde. Mein Vater war so heiter und fröhlich, wie noch nie. Er nahm das Glas und trank auf das Wohl seines einzigen Sohnes, des künftigen Leiters der Kohlenwerke. Der Klang der Gläser berührte gar seltsam mein Ohr — es war mir, als wären es ebensoviele Todtenglöcklein meines Glückes.

„In derselben förmlichen und feierlichen Weise wie am Morgen machte mein Vater auch den Beamten die Mittheilung, daß ich mit dem morgigen Tage an allen Geschäften Theil nehmen werde; er bat zugleich, man möchte mir mit Rath und Hilfe treulich zur Seite stehen und schloß seine längere Rede mit einem freudigen „Glück auf!“

„Mir aber hatte längst vor den dunklen Schachten und schwarzen Kohlen gegraut, noch mehr aber haßte ich das Gekritzel der Federn, das Addiren und Subtrahiren in meines Vaters dicken Rechnungs-

büchern. Bei meinem Frohsinn nahm ich übrigens die Sache sehr leicht.

„Am frühesten Morgen des andern Tages, als noch Alles schlief, nahm ich Papier und Bleistift, steckte ein tüchtiges Stück Brod in die Tasche und wanderte wohlgemuth anstatt in den dunklen Schacht in's liebe Freie.

„Anfangs freute ich mich über die gelungene Flucht, bald aber dachte ich gar nicht mehr an den gestrigen Tag. Schacht und Kohlen, Schreibzeug und Rechnungsbücher waren vergessen. Es war doch auch ein gar zu herrlicher Morgen. Ich wanderte weiter und weiter und sang mit den Vögeln um die Wette. Eben vergoldete die Sonne die Bergspitzen, als ich den Eingang eines lieblichen Thales erreichte. Das melodische Geklapper einer Mühle war mir ein willkommener Gruß. Ich setzte mich auf einen Baumstamm und ruhte aus. — Dort lag eine behäbige Mühle, deren Räder von einem kleinen Bächlein Tag und Nacht zur ruhelosen Arbeit getrieben wurden. Jetzt ging die niedere Thüre auf, und ein Mühlbursche, bloßfüßig, mit weißer Hose und eine mächtige Zipfelhaube auf dem Kopfe, zeigte sich auf der Schwelle. Er warf einen prüfenden Blick zum heiteren Himmel, nickte zufrieden und verschwand dann rasch in der Flur. Bald kehrte er mit

einer Zither zurück, setzte sich auf eine Bank neben der Thür und schlug froh und frisch die Zither. Wäre ich nicht gar zu gerne ein Maler gewesen, so hätte ich jetzt am liebsten mit diesem Mühlburschen getauscht.

„Leise, als könnte mir das liebe Bild durch ein Geräusch entschwinden, zog ich Papier und Bleistift aus der Tasche und begann nun zu zeichnen. Ich zeichnete und zeichnete, ich wußte selbst nicht wie lange; aber es war die erste Zeichnung, auf die ich wirklich stolz war. Das war die stattliche Mühle, der frohe Mühlbursche mit der Zither auf dem Schooß, das Bächlein, die schlanken Tannen, — Nichts war vergessen. Zufrieden mit meiner Arbeit, steckte ich meinen Reichthum in die Tasche und ließ mir nun mein Stück Brod köstlich schmecken. Dann eilte ich hoch erfreut nach Hause, um dem Vater meine Kunst zu zeigen. In meiner Freude merkte ich gar nicht, wie ganz anders mich mein Vater empfing. Ich hielt ihm meine Zeichnung vor Augen und erwartete mit stolzer Miene seinen Beifall. Er aber nahm ruhig das Blatt, zerriß es und warf es mir vor die Füße. Mit diesem Tage war die Zeit einer fröhlichen Jugend für mich abgelaufen. Es kamen nun trübe, bitterböse Stunden. Als ihn eines Tages meine Mutter bat, meinem

Wunsche nachzugeben, schrie er fast wahnsinnig: „Nie, nie, soll ein Walder ein Farbenklexer werden! Eher soll der Bube des geringsten Arbeiters mein Besitzthum erhalten."

„Ich blieb meinem Vorsatze getreu; mein Vater beharrte nicht weniger fest auf seinem Willen, und so sah ich mich denn eines Tages wie ein Bettler aus dem Hause meiner Jugend verstossen.

„In Ahnung der kommenden Dinge hatte mir meine gute Mutter eine hübsche Summe Geldes zugesteckt. Damit wanderte ich nach Wien und lebte nun ganz der weiteren Ausbildung im Zeichnen und Malen, so lange es eben meine Kasse erlaubte. Dann zog ich unter fremden Namen als Maler in die weite Welt und führte ein fröhliches Künstlerleben.

„Aber das Bild eines zürnenden Vaters, einer kummergebeugten Mutter warf immer und überall einen düsteren Schatten auf meinen sonnigen Lebensweg. Ich fühlte, daß mir der beglückende Segen meiner Eltern fehlte. Ich wollte wieder heim, den Vater um Verzeihung bitten, Farben und Pinsel weglegen, meine Kunst, mein fröhliches Leben zum Opfer bringen, um meine guten Eltern wieder glücklich zu sehen. Gott wollte es anders."

Walder wendete sich und deutete hinauf auf einen Felsenvorsprung. „Von da herab —" ein

warmer Blutstrom quoll jetzt aus dem Munde des Malers und erstickte die folgenden Worte.

Anton erschrack und rief mit angsterfüllter Stimme um Hilfe. Aber kein menschliches Wesen zeigte sich. Nochmals schlug der Maler die Augen auf. „Eine Bitte!" hauchte er: „Diesen Ring an meinem Finger bring' meiner Mutter, guter Freund, mit dem letzten Gruße ihres Sohnes! Sie gab ihn mir zu meinem sechzehnten Geburtsfest; — verschweig' meinen Namen! — Vater, Mutter, verzeiht eurem Karl!" — „Hilfe, Hilfe!" schrie Anton nochmals mit verzweiflungsvoller Kraft. — Er schüttelte die kalten Hände des Malers, — das Leben war entflohen.

Der Zitherspieler wollte den Ort des Todes fliehen; da gedachte er des Ringes. Scheu und mit abgewandtem Gesichte kniete er neben dem Todten und zerrte den Ring von den steifen Fingern desselben. Dicke Schweißtropfen standen ihm bei dieser seltsamen Arbeit auf der Stirn. Endlich war's gescheh'n. Rasch steckte Anton den glänzenden Ring in seine Tasche und wollte nun hastigen Schrittes davon eilen.

Aber sein letzter Hilferuf war nicht ungehört geblieben.

„Halt!" rief eine kräftige Stimme hinter dem Fliehenden und ein paar wuchtige Arme

umklammerten fast gleichzeitig den erschreckten Anton und rissen ihn zu Boden. Der Zitherspieler leistete nicht den geringsten Widerstand.

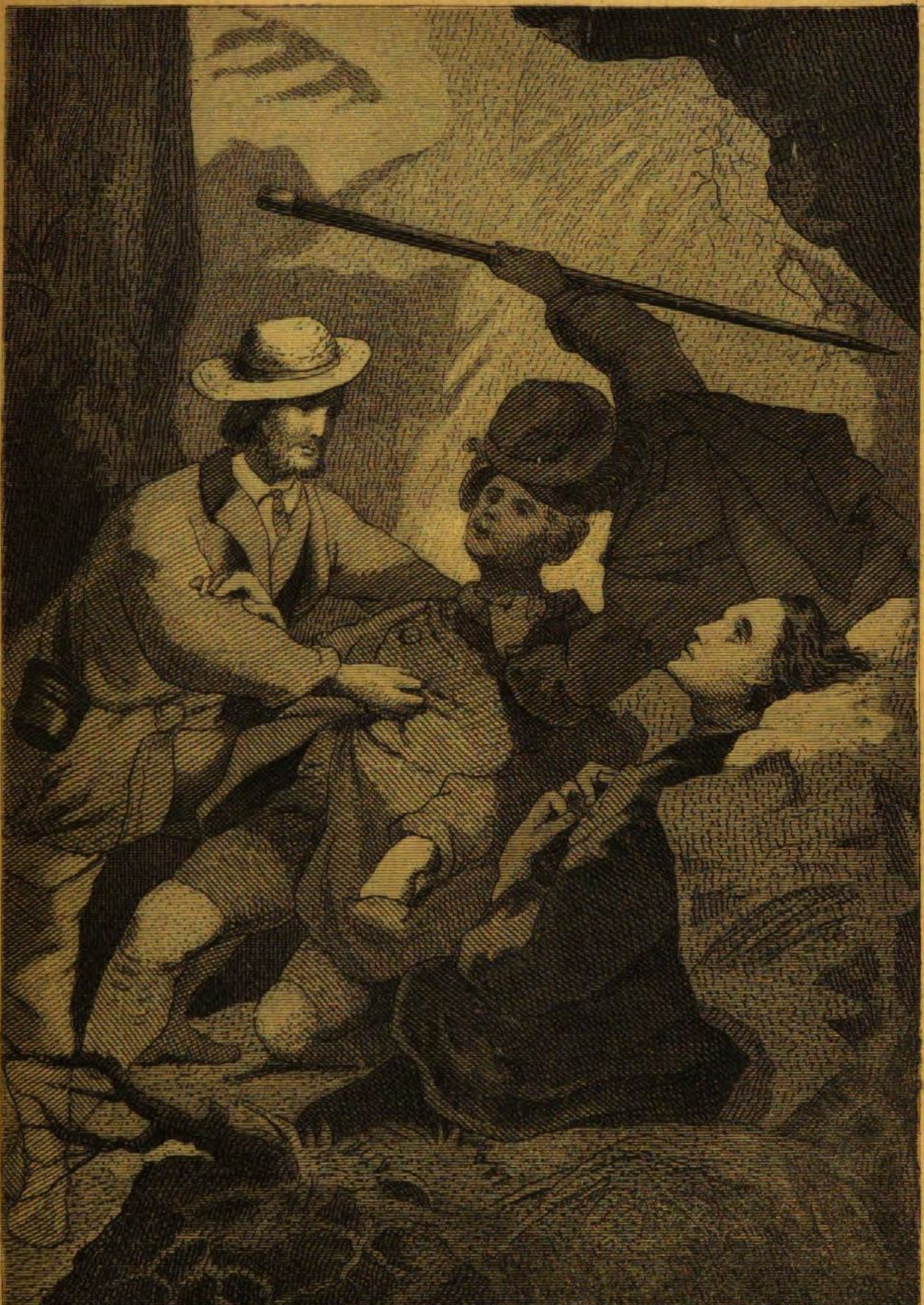
Zwei junge, kräftige Männer, in leichten Reisekleidern knieten auf seiner Brust und warfen ihm wild drohende Blicke zu. Der Eine von ihnen hatte seinen langen Bergstock hoch geschwungen, bereit, jeden Fluchtversuch niederzuschlagen. Das waren wohl sonderbare Helfer in der Noth!

Die beiden Männer hatten den Wasserfall besichtigt und den von Anton ausgestossenen Hilferuf vernommen. Schnell eilten sie herbei und sahen eben noch, wie der Zitherspieler den Ring zu sich steckte und davon eilen wollte.

Ein Blick auf den blutigen Körper und sie zweifelten keinen Augenblick, daß hier die Hand eines Mörders ihr grauses Werk vollbracht. Mit Blitzesschnelle hatten sie sich auf den fliehenden Anton gestürzt und ihn zu Boden geworfen.

„Elender Mörder!“ schrie ihm der Aeltere der beiden Männer mit vor Wuth bebender Stimme in die Ohren und schüttelte ihn mit einer Kraft, als wollte er den armen Anton ohne weiters erwürgen.

Bleich und mit geschlossenen Augen lag Anton auf dem feuchten Boden, zitternd am ganzen Leibe. Er hatte seine furchtbare Lage erkannt und das



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz Kunst-Verlag.

Kam̄erer, der Zitherspieler.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

Wort „Mörder" sauste ihm als tausendfaches Echo um die Ohren, in das sich der Donner des Wasserfalles gräßlich mischte. Der Angstschweiß perlte ihm in dicken Tropfen über die Stirne, dann schwanden ihm die Sinne — es wurde Nacht um ihn herum — finstere Nacht. Die Natur selbst hatte sich des Schuldlosen erbarmt.

Er fühlte nicht, daß man ihn fortschleppte, er sah nicht das neugierige Gegaffe der Leute im nächsten Dorfe, er hörte nicht ihre Schmähungen, nicht das Gerassel der Ketten, mit denen der jugendliche Mörder an Händen und Füßen gefesselt wurde. Er hatte auch nicht bemerkt, daß seine Reise wieder rückwärts gehe, und daß es schon spät in der Nacht war, als er unter starker Begleitung in Hallein wieder anlangte.

Der schrille Ton einer Glocke durchzitterte die Luft und weckte Anton aus seiner langen Betäubung. Er sah die dunklen Mauern eines Gefängnisses vor sich und ehe noch die schwere Thüre sich dem späten Gaste öffnete, sank er mit einem gellenden Schrei auf die Stufen nieder.

Das Verhör.

Die Morgensonne warf ihre goldenen Strahlen auf die kaum geschlossenen Augenlider Anton's und zwangen sie, sich zu öffnen. Aber er kehrte sich ab und verbarg das Gesicht stöhnend in den Armen, denn die grellen Strahlen zeichneten den Schatten des Eisengitters vor dem Fenster mit schwarzen Farben auf den Fußboden, und erinnerten den Zitherspieler, wo er war. Tiefe Stille umgab den einsamen Jüngling in der einsamen Zelle. Draußen aber zwitscherten die Sperlinge in den Dachrinnen und freuten sich ihrer Freiheit. Dann und wann glitt ein Schatten über das schwarze Eisengitter am Boden hin, wenn ein Vogel an der kleinen Oeffnung vorüberflog. Der Gehilfe des Gefangenwärters brachte das Frühstück und entfernte sich schweigend, — und er war wieder allein in seiner Angst.

Anton dachte an Jodler und an seine Eltern. Wenn diese ihn jetzt sähen, im Gefängnisse, des Mordes angeklagt! — Er drückte die Hände vor die Augen, als sollte es dunkel, finster um ihn her sein.

Aber Jodler's Bild schwebte ihm nur um so lebhafter vor und es war nicht traurig, nicht

ernst, sondern freundlich lächelnd kam es ihm entgegen, und wie beim Abschied vernahm er wieder die Worte: „Hab' Gott vor Augen in Leid und Freud', dann hast du einen festen Wanderstab!" Und da war's ihm so wohl um's Herz, und er sank auf die Kniee und betete sein Morgengebet so andächtig, als wäre er im hell erleuchteten Hause Gottes.

Dann stand er auf und wollte frisch und fröhlich in die Saiten greifen, — aber die liebe, treue Freundin, die Zither, fehlte. Man hatte sie ihm beim Eintritt in das Gefängniß abgenommen.

Es schlug neun Uhr. Der langsam träge Schlag der Glocke wiederhallte melancholisch in den engen Gängen des Gefängnisses, und wenn auch die Zeit rasch an uns vorübereilt, — für die Bewohner der kleinen Zellen schien sie still zu stehen. Qualvoll langsam schlichen die Stunden dahin.

Anton hörte Tritte, die sich seiner Zelle näherten. Das Geräusch des angesteckten Schlüssels, des zurückgeschobenen Riegels war für Anton ein greller, tiefschmerzender Ton. Knarrend öffnete sich jetzt die Thüre. Anton mußte dem Gefängnißwärter folgen, — er sollte verhört werden.

In seiner Amtsstube saß Herr Rechtmann,

der vielgefürchtete, strenge Richter in Hallein. Er war im Dienste seines schweren Berufes ergraut. Sein halbes Leben lang hatte er in den dunklen, verworrenen Gängen der Lüge und des Verbrechens gearbeitet: — das gab denn seinen Gesichtszügen ein finsteres, ernstes Gepräge; sein Herz war hart geworden mit der Zeit, hart wie Stein, auf dem keine weichen Regungen mehr Boden fanden.

Auf allen Plätzen waren Haufen von Akten aufgethürmt, stumme Zeugen menschlichen Elendes, menschlicher Versunkenheit.

Rechtmann hatte eben die beiden Reisenden verhört und deren Aussagen zu Papier gebracht. Als diese sich entfernten, schleuderte er die Feder von sich, setzte sich an's Fenster und betrachtete nun aufmerksam einen Ring, den er zwischen den Fingern hielt. Der Ring war von seltener Schönheit und hohem Werthe. In einem Kranze von kleinen Diamanten lag ein Rubin gebettet — ein dunkler Blutstropfen auf funkelndem Thau. Rechtmann wärmte sein Herz an dem magischen Feuer, das aus den Steinen strahlte. Das neckische Farbenspiel der Diamanten schaukelte seine Gedanken in die heitere Jugendzeit zurück. Ja die Jugendzeit! die war auch so sonnig hell, so farbenreich. Da schlug sein Herz noch in warmer Liebe für die ganze Welt, für alle, alle Menschen. Ein

sanfter Hauch durchwehte sein Herz und milderte die finsteren Züge seines Antlitzes. Fast wehmuthsvoll ruhten seine Augen auf den schönen Steinen.

„Anton Schlager!" meldete der eintretende Gerichtsdiener.

Ehe Herr Rechtmann sich noch von seinem Sitze erhob, war der freundliche Schimmer seiner Augen erloschen; die buschigen Augenbrauen zogen sich drohend zusammen; kalt, hart, wie Stein, zeigte sich seine Miene. Der gestrenge Richter Hallein's hatte seine Rolle wieder übernommen.

Aber es war heute einmal ein sonderbarer Tag. Rechtmann glaubte einen Mörder zu sehen, und da stand ein blühender Jüngling, mit hellen, sanften Augen, unschuldsvoller Stirn. Diese reine, zarte Hand konnte sich unmöglich mit Blut besudelt haben, — diese schöne Gestalt konnte unmöglich einen Mörder verhüllen.

Rechtmann stand heute zum erstenmale sprachlos vor einem Angeklagten. Mit forschenden Blicken betrachtete er den Zitherspieler. Jetzt hielt er ihm, ohne daß ein Wort über seine Lippen kam, den Ring, den er noch immer in der Hand hielt, vor Augen, als wollte er mit den funkelnden Steinen da hinableuchten, tief, bis in's Herz. Aber Anton blickte fest und ruhig auf den vorgehaltenen

Ring; nicht die leiseste Bewegung glitt über sein Gesicht.

Rechtmann ließ die Hand mit dem Ringe sinken; fast schien es, als hätten seine kleinen Augen freudig aufgeleuchtet.

„Du wirst wissen," sprach er endlich, „warum Du hier stehst. Zwei Reisende hörten gestern Nachmittags am Schwarzbachfall einen angstvollen Hilferuf. Als sie herbeieilten, sahen sie eben noch, wie Du diesen Ring hier von dem Finger eines leblosen, blutenden Körpers zogst und dann davon eilen wolltest. Der Ring ist sehr werthvoll und, wie mir scheint, von hohem Alter.

„Der unglückliche Besitzer dieses Ringes mußte also wohl reich gewesen sein; auffallender Weise aber fanden sich in seinen Taschen nur wenige Münzen vor, während Du selbst ein hübsches Sümmchen Geld bei Dir trugst. Die Baarschaft eines wandernden Zitherspielers ist gewöhnlich sehr unbedeutend.

„Das Alles, mein lieber Junge, lenkt auf Dich den größten Verdacht, daß Du den —" hier wurde es dem Richter ordentlich schwer, den Satz zu vollenden. Das Wort: „gemordet" schwebte ihm auf der Zunge, allein er brachte es nicht über seine Lippen.

Anton hatte ruhig die schwere Anklage ver-

nommen, nur bei den letzten Worten zuckte er schmerzlich zusammen. Dann erzählte er mit schlichten Worten, wie er den verunglückten Mann getroffen und ihm Beistand geleistet habe. Er schilderte dessen Vergangenheit, soweit sie ihm aus dem Munde des Verstorbenen bekannt war, wie er auf dessen Bitte hin den Ring zu sich gesteckt, um denselben seiner Mutter mit dem letzten Gruße ihres Sohnes zu überbringen, und daß endlich nicht der Maler, sondern er selbst den Hilferuf ausgestoßen habe. Er erwähnte auch noch seines Aufenthaltes in Salzburg, und wie ihm dort sein Zitherspiel die Taschen reich füllte.

Rechtmann horchte aufmerksam zu, und immer mehr verloren sich seine strengen Züge. Wieder war sein Herz weich geworden und seine Augen hefteten sich mit freundlichem Wohlwollen an die schöne, jugendliche Gestalt des Zitherspielers.

„Gut, gut!“ rief Rechtmann fröhlich und hielt dabei den Ring an das einfallende Sonnenlicht, als sollten ihm die blitzenden Steine so recht in's Herz hinein leuchten. „Da werden wir ja schnell am Ende der dummen Geschichte sein, und in einigen Tagen, mein lieber Junge, wanderst Du wieder wohlgemuth mit Deiner Zither in die weite Welt hinaus. Wäre auch gar zu schlimm, müßtest Du Dein junges Leben in diesen Mauern zubringen.

„Also gleich zur Hauptsache! — Du sollst also den Ring den Eltern des verunglückten Malers überbringen?"

„Ja," antwortete Anton voll Freude über das schnelle Ende seiner Haft.

„Nun, dann muß Dir wohl der Maler seinen Namen und seine Heimath genannt haben; worüber Du in Deiner ganzen Erzählung geschwiegen hast. Auch die vorgefundenen Papiere des unglücklichen Mannes geben mir hierüber nicht den mindesten Aufschluß. Kannst Du Namen und Heimath desselben angeben, so bist Du selbst der beste Zeuge Deiner Unschuld und an der Wahrheit Deiner Aussage ist nicht zu zweifeln. Ich werde dann sofort die Eltern des Malers von der ganzen Sache in Kenntniß setzen. Stimmt deren Antwort mit Deiner vorgebrachten Erzählung über die Jugendzeit des Malers überein, so bist Du — frei."

Rechtmann wendete sich um, legte den Ring auf den Tisch und nahm aus seiner silbernen Dose eine Prise Tabak, die er mit Wohlbehagen in der Nase verschwinden ließ. Als er aber dem Zitherspieler das Gesicht wieder zuwendete, da war's ihm, als müßte er sich sein Lebenlang schämen, weil er dem Menschen da auch nur ein Wort geglaubt hatte. Da stand er ja der freche Lügner, der Mörder des reisenden Malers.

Anton's Augen waren fest auf den Boden gebannt, sein Gesicht war bleich, eine gewaltige Aufregung erschütterte den ganzen Körper. Ein harter Kampf tobte in der Brust des armen Zitherspielers. Er hatte ja dem sterbenden Maler heilig versprochen, den Namen zu verschweigen.

Unheimlich still war's in der Amtsstube. „Also doch!“ donnerte Rechtmann dem Zitherspieler zu. „Hm, die Lüge war nicht so übel erdacht, aber nun hast Du Dir selbst die Schlinge gelegt und den Kopf hineingesteckt. Bist noch viel zu jung, mein Bürschchen, als daß Du den alten Rechtmann auf Irrwege führen könntest. Also der Maler gab Dir den werthvollen Ring mit der Bitte, ihn seinen Eltern zu überbringen und nun weißt Du nicht einmal Namen und Heimath desselben. Welch' gemeiner Lügner steckt da hinter einer hübschen Larve. Unschuldig! ja, das wollen sie Alle sein; Alle, Alle die hier auf diesem Flecke standen.“

Anton litt bei den rauhen Worten des Richters namenlos. Er wußte sich schuldlos; ein einziges Wort hätte ihm Ehre und Freiheit wieder gegeben. Schon wollte er den Namen des Malers nennen, als ihm das blutige Antlitz desselben, wie bittend, vor Augen schwebte. Es war ihm, als legte sich eine kalte Hand auf seinen Mund. „Ich bin

unschuldig!" betheuerte Anton mit fester Stimme. „Der Name des Malers, sowie dessen Heimath ist mir wohl bekannt; aber ich gedenke die letzte Bitte eines Sterbenden, seinen Namen zu verschweigen, auch zu erfüllen. Der verhängnißvolle Name wird sicher auch ohne mich gefunden werden, dann wird sich ja zeigen, ob meine Erzählung erdichtet und erlogen ist. Bis dahin ertrage ich geduldig mein bitteres Geschick, das Gottes Hand mir gesendet."

„Gottes Hand!" murrte Rechtmann mit abgewendetem Gesichte: „fromm will er auch noch sein und hat die Hände mit Blut gefärbt." Er ergriff die Glocke und schellte heftig. „Abführen!" befahl er dem eintretenden Gerichtsdiener. „Haltet mir den Burschen in fester Haft!"

Wer Gutes säet, wird Gutes ärndten!

Trübe Tage hatte Anton im Gefängnisse verbracht, Tage voll Schmerz und Sorge. Es war, als seien die Saiten seines Lebens zerrissen und jetzt Alles still und klanglos. Allmälig aber kam wieder Ruhe über ihn. Er war von seiner Mutter in der heiligen Religion fest genug unterrichtet, um Alles aus Gottes Hand zu empfangen und

in Gottes Hand zu legen. Glaube, Hoffnung und Liebe, das waren die Rosen, welche die nackten Wände seiner Zelle schmückten, der Glanz, der das düstere, vergitterte Gemach erhellte. Ja, Glaube, Hoffnung und Liebe, das freundliche Dreigestirn unserer heiligen Religion, hielten den Zitherspieler aufrecht, und der Verlassene fühlte sich nicht so verlassen im Kerker. — Ja, wäre nur erst seine Freundin, die Zither, dort auf dem Tisch gelegen, er hätte vielleicht die ganze Welt um ihn her vergessen. Sie hätte mit ihm geplaudert und getrauert, sie hätte ihm leise lispelnd von Jodler erzählt. Mit ihren lieben Tönen hätte sich sein Geist trotz Riegel und Gitter hinaufgeschwungen zum Himmel, zur vollen, sonnigen Freiheit — alles Leid, alle Trauer vergessend. O wie schnell wären ihm da die Stunden verflogen! Aber man hatte ihm, dem Mörder, Alles, Alles abgenommen, was er besaß. Ja, die Saiten seiner Zither waren gesprungen, alle miteinander. In welchem Winkel mochte sie wohl liegen? —

Anton dachte an Quarion. Ja, ihm wollte er in einem langen Briefe seine fürchterliche Lage mittheilen. Aber was konnte ihm der gute Mann helfen? — Nach den glanzvollen Tagen der Ehre und des Ruhmes im Gefängnisse, des Mordes angeklagt! Er gab sein Vorhaben wieder auf.

Es fehlte ihm ja auch Tinte und Papier und sicher hätte man ihm eine derartige Bitte verweigert.

Mit einem schweren Seufzer warf er sich auf den Strohsack und versank in dumpfes Hinbrüten, aus dem er erst erwachte, als es bereits völlig dunkel war. Auf dem Tische stand ein Krug Wasser und ein Stück Brod lag daneben; aber Anton berührte Nichts. Bis tief in die Nacht ging er in seiner Zelle auf und ab, wie ein ruheloser nächtlicher Wanderer. Die verschiedensten Gedanken durchjagten im wilden Durcheinander sein armes Gehirn, bis er endlich ermüdet auf die Kniee sank und — betete.

Der Mond beschien jetzt mit seinem zitternden, melancholischen Lichte das bleiche, schöne Gesicht des betenden Zitherspielers. Ruhe und Frieden, Trost und Hoffnung kehrten wieder in die Brust des armen Jünglings. Mit kindlichem Vertrauen empfahl er sich dem Schutze Gottes, dann erhob er sich vom Boden, legte sich auf das dürftige Lager und schlief bald fest und ruhig, bis das lebensfrohe Gezwitscher der Sperlinge draußen ihn weckte.

Sein erster Blick fiel auf den dunklen Schatten des Eisengitters, den die Strahlen der Sonne wieder auf den Boden gezeichnet hatten. Rasch

erhob sich Anton von seinem Lager und betrachtete mit leuchtenden Augen die Zeichnung auf dem Boden.

„Hab' Dank du schwarzes Gitter!" rief er froh: „du gabst mir einen hellen Gedanken in der Noth. Warum soll ich nicht auch eine Zither auf den Tisch da zeichnen können? Klingt's auch nicht so laut, so tönt's um so heller im Herzen!"

Der Gefängnißwärter trat eben ein und brachte Brod und Wasser. Anton bat um ein Stückchen Bleistift. „Darf nicht sein," antwortete der Mann kurz und entfernte sich, ohne noch weiter auf des Gefangenen Bitten zu achten.

Anton ward aber dadurch noch nicht entmuthigt. Er untersuchte nun Bettlade und Stiefel, um eines Nagels habhaft zu werden, und da ihm dieß nicht gelang, so löste er mit den Fingernägeln ein scharfkantiges Steinchen aus der Mauer. Damit zog er vier wagrechte Linien auf die weiche Holzplatte des Tisches. Das sollten die vier Saiten auf dem Griffbrette der Zither abgeben. Anton fühlte sich reich wie ein König, als er seine seltsame Zither vollendet hatte. Und nun übte er sich Tag für Tag mit ruhelosem Eifer. Wäre er nicht manchmal aus seiner friedlichen Zelle abgerufen worden, um ein peinliches Verhör zu bestehen, so hätte der arme Junge fast vergessen, daß er ein Gefangener sei.

„Denk' Dir nur, Else," sagte eines Tages der Gefängnißwärter zu seiner Frau: „der junge Mensch Nr. 16 scheint ein vollständiger Narr zu sein. Seit einigen Tagen trommelt er unermüdet auf dem Tische herum. Blitzschnell laufen seine Finger hin und her und dabei macht er ein Gesicht, als wäre ihm sein Getrommel die schönste Musik. Bringe ich ihm gestern sein Mittagbrod und vergesse über dem närrischen Fingerspiel die Thüre zu schließen. Kannst Dir meinen Schrecken denken, als ich am Abend die Thüre unverschlossen finde. Ich glaubte schon, das Nest sei leer. Aber da sitzt der arme Bursche und trommelt noch immer, während neben ihm die ganze Kost unberührt steht. Da ging's mir wirklich zu Herzen. Ich nahm die kalte Suppe und brachte ihm ein Stückchen Wurst und einen Schluck Bier. Hättest es sehen sollen, wie ihm das schmeckte! Ich ermahnte ihn dann, er solle vernünftig sein und seine armen Finger nicht so abquälen. Aber da sah er mich mit großen Augen an, lächelte und begann von Neuem sein Getrippel. Hören Sie denn nicht, fragte er dann, die klagenden Töne, den letzten Gruß eines Sterbenden? Jetzt merkte ich erst recht, daß der arme Bursche gänzlich verrückt sei. Kann gar nicht glauben, daß er ein so schweres Verbrechen begehen konnte; hat ein so blutjunges Gesicht, so

herzensgute, taubenfromme Augen. Ist der einzige Gefangene, dem ich gerne etwas Gutes thun möchte. Morgen, Else, bringst Du ihm das Frühstück; brauchst keine Furcht zu haben, er ist sanft wie ein Lamm."

Am andern Morgen brachte die Frau des Gefängnißwärters unserm Anton Brod und Wasser. Etwas scheu und furchtsam betrat sie dessen Zelle. Aber fast hätte sie den Wasserkrug fallen lassen, als ihr Anton sein schönes Gesicht zuwandte. „O du barmherziger Gott!" rief sie aus. „Wie kommen denn Sie mit Ihrem engelsguten Herzen an diesen Ort? Ja, Sie kennen mich wohl nicht mehr, aber desto besser kenne ich Sie; 's wäre auch nicht schön von mir, hätte ich Ihr gutes Gesicht so schnell vergessen."

Anton starrte die Frau sprachlos an; er konnte sich nicht erinnern, dieselbe schon einmal gesehen zu haben.

„Wissen Sie noch," fuhr sie weiter, „wie Sie sich einst eines alten Mannes erbarmten, und ihm den zerbrochenen Leierkasten wieder ausbesserten? Das war mein Vater. Wir kamen nach mühsamer Wanderung in diese Stadt. Hier erkrankte mein armes Väterchen und starb. Ich selbst trat nun hier in einen Dienst und wurde bald darauf die Frau des Gefängnißwärters Karger.

Sehen Sie, lieber junger Herr: ich bin jetzt zwar auch keine reiche Frau, unser Brod ist hart und schwer zu verdienen; aber vielleicht ist es mir doch möglich, Ihnen etwas Gutes zu thun und das soll mir gewiß die größte Freude sein. Aber da steh' ich und plaudere, während Sie wohl Hunger haben werden." Mit dem schwarzen Stück Brod in der Hand eilte sie wieder fort, ohne nur die Thüre zu schließen.

Jetzt erinnerte sich Anton noch jenes Sonntags, an dem er auf den heimathlichen Fluren spazieren gegangen und dann auf der Rückkehr den Leiermann mit der zerbrochenen Drehorgel getroffen hatte. Damals hatte er wohl nicht gedacht, daß ihm das kleine Liebeswerk an dem alten Manne noch einmal vergolten werden könnte.

Inzwischen war die gutherzige Frau wieder erschienen und stellte ein Schüsselchen Kaffee mit Weißbrod auf den Tisch. Sie konnte sich kaum der Thränen erwehren, als sie sah, wie schnell Anton zugriff und das lang entbehrte, duftende Getränk sich so köstlich schmecken ließ.

„Herzlichen Dank!" sagte Anton, als er die Tasse geleert hatte. „Gott möge es vergelten!"

„Ei, lassen Sie den Dank, lieber Herr! ich zahle da nur eine kleine Schuld ab. Aber — aber, nun hätte ich gleich selbst eine Bitte," sprach

die Frau etwas verlegen, und ihr gutmüthiges Gesicht wurde roth.

„Nun, nun!“ lachte Anton. „Da bin ich wohl begierig, welche Bitte ich armer Gefangener erfüllen könnte.“

„Ja, sehen Sie, lieber Herr,“ sagte die Frau schüchtern: „mein Mann erzählte mir gestern, daß Sie auf dem Tische immer so — so drollig mit den Fingern herumspringen: da möchte ich denn gar so gerne wissen, was Sie denn dabei für eine Unterhaltung haben?“

„Sie glauben vielleicht, es sei in meinem Kopfe nicht ganz richtig,“ antwortete Anton lächelnd. „Ja, es wäre auch gerade kein Wunder. Glücklicherweise aber ist mein Fingerspiel ganz harmloser Natur, denn ich bin Zitherspieler. Bei meinem Eintritt in dieses Unglückshaus wurde mir die Zither abgenommen. Ich zog mir nun mit einem spitzen Steinchen die vier Saiten auf den Tisch und meine Zither war fertig. Seitdem übe ich mich und verkürze mir dabei die Zeit meiner Gefangenschaft, so gut es geht.“

„Ei, da hat mich ja doch der liebe Gott heute zu Ihnen geführt,“ sagte die Frau mit vor Freude strahlenden Augen. „Ich werde wegen der Zither mit meinem Manne sprechen und er wird mir meine Bitte gewiß nicht abschlagen.

Einstweilen, lieber Herr, behüte Sie Gott, bis ich wieder nach dem Rechten sehe."

Ehe der Tag sich noch zu Ende neigte, war Anton wieder im Besitze seiner Zither. Er schwelgte im Genusse der langentbehrten Töne, bis tiefe Dunkelheit den glücklichen Gefangenen verbarg. So hatte sich denn an Anton der goldene Spruch bewährt: „Wer Gutes säet, wird Gutes ärndten!"

Seit Anton wieder seine liebe Zither besaß, schwanden ihm Tage und Wochen in raschem Fluge dahin. Er hatte sich von Frau Karger, seiner Helferin in der Noth, etwas Papier und Bleistift erbettelt, zog sich Notenlinien und arbeitete nun emsig an einer kleinen Composition, die er mit dem Namen „letzter Gruß" bezeichnete.

Es verging kein Tag, an dem nicht Frau Karger unsern Zitherspieler besuchte und dessen kleine Bedürfnisse, soweit es ihr erlaubt war, befriedigte. Wie eine gutherzige Fee hatte sie nach und nach das kahle Gefängniß Anton's wohnlich, ja traulich zu machen gewußt.

Freilich kamen auch Stunden, in denen eine ungestüme Sehnsucht nach Freiheit, das bitterste Weh an seinem Herzen nagte."

„Vater Jodler!" seufzte er oft: „Du würdest Deinen Schüler wohl nicht im Gefängnisse suchen.

O, Quarion! sieh', die besten Saiten meiner Zither sind gesprungen!" Dann flüsterte er wieder den Namen des unglücklichen Malers, dessen Tod ihm so verhängnißvoll wurde. So war bereits der Sommer verschwunden. Der Herbst hatte sich als willkommener Gast im Lande niedergelassen und der Gaben viele für Alt und Jung aufgespeichert. Auch auf des Gefangenen Tisch lag dann und wann eine schwere Weintraube und die blinkende Zither war oft mit einem Kranze rothbackiger Aepfel eingefaßt.

Quarion.

Ein gar lieblicher Herbstmorgen war's, als Rechtmann am wohlvergitterten Fenster seiner Amtsstube stand und mit sehnsüchtigen Blicken in die blaue Ferne starrte. Dort schlängelte sich die breite Fahrstraße in malerischen Krümmungen den Bergen zu und lebensfrohe, jugendfrische Wanderer schlenderten, leicht bepackt, auf ihr dahin. „Gott!" seufzte Rechtmann: „daß man doch immer jung sein könnte! Da streift man Sorg und Kummer wie alte Kleider ab, nimmt den Wanderstab zur Hand und leichten Sinnes durchzieht man die Welt, heute da, morgen dort, wie's eben die Laune

will. Ja, 's war eine tolle Jugendzeit, die ich vor langen, langen Jahren mit Quarion verlebte! Wo mag er weilen, der lustige Gefährte! Hab' lange Nichts gehört von ihm. Je nun, wir sind nun beide alte, abgenützte Leute; vielleicht deckt ihn schon längst der grüne Rasen."

An der Thür hatte es geklopft. „Herein!" schrie Rechtmann, ärgerlich in seinen schönen Erinnerungen gestört zu werden. Ein alter Herr mit einer Reisetasche in der Hand trat ein und blieb an der Thüre stehen. Ohne ein Wort des Grußes betrachtete er eine Weile den gestrengen Richter Hallein's. „Wahrhaftig!" rief er endlich freudig aus: „Du bist's! Na, höre Franz, guter alter Herzensjunge, in diesem verwünschten Loche hätte ich Dich nicht gesucht. Jetzt kann ich mir erklären, warum ich Dich nicht finden konnte, obschon ich ganz in Deiner Nähe mein Nest gebaut."

„Quarion!" rief Rechtmann und streckte beide Hände aus. „Ist's möglich! Sieh, sieh, eben dachte ich an Dich und unsere lustigen Streiche. Sei mir willkommen! — tausendmal willkommen! Wie geht es Dir — was treibst Du — was bist Du — hast Du Familie? Aber setz' Dich, lieber Freund, und erzähle mir von Deinen Irrfahrten. Bei Deinem tollen Uebermuthe, wirst Du wohl oft mit Deinem Fahrzeuge gestrandet sein."

„Gut getroffen," antwortete Quarion lächelnd, indem er sich ohne Weiters auf einen Aktenstoß setzte. „Ich trieb oft auf eine Sandbank zu und wundere mich nur, daß ich nicht heute noch dort fest sitze."

Quarion schilderte nun dem aufmerksamen Freunde sein viel bewegtes Leben, seine Leiden und Freuden. „Und nun, Rechtmann," schloß er seine Erzählung, „bin ich alt geworden, wie Du siehst, und — jetzt gib Acht und lache mir nicht in's Gesicht! Mein einziges Vergnügen, mein ganzes Leben ist so eine alte Rumpelkammer. Ja, Rechtmann! ich bin ein rasender Freund von Alterthümern. So ein altes Schwert, ein rostiger Helm, ein moderndes Buch, eine unlesbare Handschrift macht mich eben so närrisch, wie weiland ein toller Jugendstreich.

„Alter Freund! weil ich denn gerade vom Alten schwatze — Quarion langte jetzt aus seiner Reisetasche eine Flasche heraus — da sieh! das ist auch so etwas Altes für zwei Alte. Freundchen, die leeren wir aus bis auf den letzten Tropfen.

Vor Allem, Rechtmann, thu' mir den Gefallen und laß heute Deine Akten und Untersuchungen in Ruhe! Laß uns lieber diese Flasche da untersuchen! ich bin überzeugt, die sagt uns mehr Wahrheit, als alle Deine Spitzbuben."

Rechtmann spitzte die Lippen, als er die Weinflasche erblickte und ließ sogleich Gläser bringen. Karger brachte das Verlangte und die so lang getrennten Freunde tranken auf ihre Jugendzeit und auf ein hohes Alter. Dann wurden die guten und schlimmen Erlebnisse in heiterer Erzählung ausgetauscht, wobei Quarion immer wieder von seinen aufgespeicherten alten Schätzen mit besonderer Vorliebe sprach und wie viel Mühe und Kosten ihn diese „alte Rumpelkammer" gekostet habe. „Sieh, Franz," sagte er: „eben war ich daran, auf einen Fang auszugehen. Morgen ist eine Versteigerung auf dem Gute Rollberg, bei welcher ein römischer Opferkrug zum Aufwurf kommt, den ich um jeden Preis an mich bringen wollte. Auf dem Wege hieher verwickelte mich ein Kaufmann aus Hallein in ein Gespräch, wobei ich, Dank dem Zufall, Deinen Aufenthalt erfuhr. Nun habe ich Dich, alten Freund, wieder gefunden und meinetwegen mag jetzt der Opferkrug in die Brüche gehen. Du bist ja doch auch ein Alterthum, Franz, nach dem ich mich längst gesehnt habe."

„Danke Dir, Quarion, für Deine treue Liebe und Freundschaft!" erwiederte Rechtmann: „Aber meinetwegen brauchst Du den Opferkrug nicht fahren zu lassen. Doch, noch Etwas! Da Du denn ein so guter Kenner von Alterthümern bist,

so will ich Dir auch so was „Altes“ zeigen, was mich freilich weniger glücklich macht, als Dich.“

„Kann mir's denken,“ sagte Quarion unter Lachen. „Wahrscheinlich alte Akten vom vorigen Jahrhundert mit schauerlichen Mord- und Raubgeschichten. Br —, die kauf' ich Dir nicht ab.“

Unterdessen hatte Rechtmann einen Schrank geöffnet, nahm aus einem Kästchen einen Ring heraus und hielt die blitzenden Steine seinem erstaunten Freunde vor Augen.

Quarion hatte den Ring kaum zu Gesicht bekommen, als er mit stürmischer Hast denselben an sich riß. „Franz! Franz!“ schrie er: „wie kommst Du zu diesem Ring? O, wie viel Geld habe ich schon dafür gegeben und konnte ihn nicht erlangen! Was wäre das für eine Perle in meinem Schatze! Aber nun Freund, lassen wir nochmals die Gläser klingen; denn da Du der glückliche Besitzer bist, werde ich dieses kostbare Stück wohl um Geld und gute Worte erobern können.“

„Wer sagt Dir denn, daß ich der glückliche Besitzer bin?“ fragte Rechtmann. „Uebrigens kannst Du mir von Deinem historischen Ring nicht genug erzählen, und damit Dir die Zunge besser zu Diensten steht, laß uns die Gläser füllen!“

„Ja, ja! das wollen wir thun,“ ermunterte Quarion froh gestimmt, indem er zur Flasche

griff, ohne seinen Ring aus der Hand zu lassen. „Und nun höre, Franz!“ begann er: „die Geschichte ist kurz erzählt. — Den Ring erhielt Graf Kaunitz aus der Hand der Kaiserin Maria Theresia als Andenken für die guten Dienste, die er ihr in stürmischen Zeiten als Staatskanzler geleistet. Von da kam er durch Kauf und Erbschaft in verschiedene Hände, bis er endlich in den Besitz der Gräfin Verenda überging. Diese Gräfin nun heirathete der reiche Freiherr von Walder, der in Steyermark sehr umfangreiche Kohlenbergwerke besaß. Die Gräfin hielt den Ring hoch und heilig, war überhaupt eine große Verehrerin von Alterthümern. Da ich den Freiherrn von Walder auf meinen Irrfahrten kennen gelernt, so besuchte ich auf seine Einladung hin manchmal sein gastliches Haus, wobei ich die Bekanntschaft mit seiner Familie und — diesem Ringe machte.

„Nun hab' ich Dir gebeichtet, Franz, und es ist wohl Deine Schuldigkeit, daß auch Du Deinen wohl versiegelten Mund öffnest.“

„Du sollst sogleich erfahren, Quarion, wie ich zu dem Ring gelangte; vorher aber habe noch die Güte, lieber Freund, und berichte mir genau, was Dir etwa von den Familienverhältnissen des Freiherrn bekannt ist. Ich habe aus guten Gründen das höchste Interesse daran.“

„Ja, wahrhaftig!" scherzte Quarion. „Jetzt sehe ich wieder den vollen Richter im Amte vor mir; für euch ist doch Alles wichtig, und von großer Bedeutung: ob da einer eine krumme oder gerade Nase hat, einen langen oder kurzen Rock am Leibe trug — davon könnt ihr Tod und Leben abhängig machen. Uebrigens will ich Deine Neugierde gerne befriedigen, wenn ich dadurch etwa gar einen armen Gefangenen aus Deinem gefährlichen Netze ziehen kann."

„Könnte wohl sein," antwortete Rechtmann ernst.

„Nun, so laß Dir kein Wort entschlüpfen, mein lieber, strenger Richter! Doch, zuerst noch ein Schlückchen von diesem feurigen Tokayer!

Freiherr von Walder also ist ein sehr reicher, wohlhabender Mann. Mit seinen Schätzen könnte er sich ein Fürstenthum kaufen, nur nicht meine Rumpelkammer. Aber Reichthum macht nicht immer glücklich, sagt das Sprüchwort. Der Freiherr hatte nur einen einzigen Sohn, an dem sein ganzes Herz, sein ganzer Vaterstolz hing. Die tollsten Wünsche seines Herzensjungen wurden erfüllt. Der Bube reifte zum stattlichen Jüngling heran und der Freiherr, der schon ziemlich auf Jahren war, sehnte sich, den ganzen Betrieb der Bergwerke auf die Schultern seines Sohnes legen zu können, um seine alten Tage in Ruhe zu ver-

leben. Aber nun begann der Sturm. Karl, so hieß der eigensinnige Junge, hatte von einem sehr trefflichen Lehrer Zeichnungsunterricht erhalten und dabei viel versprechende Anlagen gezeigt, worauf jedoch der Freiherr wenig achtete.

Eines Tages nun wurde den Beamten und Arbeitern der Kohlenwerke ein Fest gegeben, bei welcher Gelegenheit ihnen der Freiherr mit väterlichem Stolze die Mittheilung machte, daß von nun an sein Sohn in die Geschäfte eingeweiht werden soll. Jetzt hatte der Blitz eingeschlagen und des Hauses Bestes vernichtet. Ruhe und Frieden, Glück und Fröhlichkeit waren plötzlich wie Nebelbilder verschwunden. Der Junge erklärte seinem Vater rund heraus, daß er nur ein Maler werden wolle. Der stolze Freiherr wich um keines Haares Breite von seinem Plane, sein Sohn Karl ebenso wenig. Bald darauf verließ Karl das elterliche Haus und wandert nun als Maler, oder, wie der Freiherr sich ausdrückt, als Farbenklexer in der weiten Welt umher.

Der Vater verfiel nach Entfernung seines Sohnes in tiefe Schwermuth, verkaufte seine Kohlenwerke und lebt nun abgeschlossen von aller Welt in seinem mit aller Pracht ausgestatteten Landhaus am Attersee. Niemand darf ihm von seinem Sohne auch nur ein Wort sagen.

„Aber Rechtmann! war denn die Geschichte so lustig, daß Du ein so vergnügtes Gesicht dabei machst?" fragte Quarion. „Aus Deinen Augen leuchtet ja die hellste Freude."

„Quarion!" flüsterte Rechtmann: „sieh, die Flasche ist leer — hast Du vielleicht noch eine zweite bei Dir?"

„Ei, ei, Franz!" lachte Quarion: „schau, das freut mich, daß Dich der Wein so heiter macht. Nicht einmal diese traurige Geschichte konnte Dich trübe stimmen. Eine zweite Flasche habe ich allerdings dort noch verborgen. Sie hatte ich bestimmt, um in Rollberg sogleich den Opferkrug damit zu füllen. Aber wir wollen auch die letzte Flasche auf dem Altare der Freundschaft opfern."

Quarion langte sie aus der Reisetasche hervor und füllte auf's Neue die Gläser.

„Aber ehe Du mir, Franz, nicht mittheilst, auf welche Weise Du den Ring aufgefangen hast, soll Dir kein Tropfen die Kehle netzen," drohte Quarion.

Statt einer Antwort ergriff Rechtmann das volle Glas und leerte es auf das Wohl des wackeren Zitherspielers.

„Wer soll leben — der wackere Zitherspieler? — sagtest Du nicht so?" frug Quarion.

„Ja, der brave Zitherspieler, er soll leben!"

wiederholte Rechtmann und füllte nochmals das Glas.

„Und darf ich wohl den Namen desselben wissen?“ bat Quarion mit steigender Neugierde.

„Ich lernte auch einen Zitherspieler kennen, dessen Herz so gut und rein ist, wie sein Spiel.“

„Schlager, Anton Schlager, heißt er,“ antwortete Rechtmann.

„Schlager — Anton Schlager? ja, Franz! der gute Herzensjunge soll leben!“ rief Quarion. „Stoß an! stoß an!“

Rechtmann aber ließ das Glas unberührt auf dem Tische stehen. „Kennst Du denn den Zitherspieler Schlager? Ich glaube fast, Du bist mit aller Welt bekannt.“

Quarion erzählte nun, wo und wie er die Bekanntschaft des Zitherspielers gemacht. Rechtmann hörte seinem Freunde aufmerksam zu und nickte heiter und zufrieden lächelnd mit dem Kopfe. Dann hob er das Glas hoch empor und mit feierlichem Ernste rief er: „Noch heute soll der Zitherspieler frei sein!“

„Ja, Franz! schrecklicher Mensch! Du wirst mir doch nicht den braven Jungen in Deinem Netze gefangen halten?“ donnerte Quarion.

„Nun, Quarion höre, wie ich zu Deinem historischen Ring kam!“ besänftigte Rechtmann.

Er erzählte nun von dem Lebensende des Malers, warum der Verdacht eines Mordes auf den Zitherspieler fiel, und wie dieser den Verdacht dadurch noch bestärkte, daß er den Namen des unglücklichen Malers nicht nennen wollte. Jetzt aber stehe die Sache für den Zitherspieler im günstigsten Lichte. An Anton Schlager's Unschuld sei kein Zweifel mehr zu hegen. Die so eben vernommene Erzählung von dem Hause des Freiherrn von Walder stimme genau mit den Aussagen des Zitherspielers überein. „Und so wollen wir denn," schloß Rechtmann, „uns Beide zu dem Gefangenen begeben; er soll bei dieser Flasche der Dritte in unserm Bunde sein."

„Herrlich, herrlich, Franz!" stimmte Quarion bei. „Kein Tropfen wird weiter getrunken, so lange nicht der arme Junge in unserer Mitte ist."

Die beiden Freunde verließen nun die Amtsstube und ließen sich durch Karger zum Gefängnisse Anton's führen. Als sie an der Thüre anlangten, blieben alle Drei, wie an den Boden gebannt, stehen. Karger ließ die Hand mit dem Schlüssel sinken; die beiden Freunde sahen einander sprachlos an. Zauberisch süße Melodien quollen da aus der Thüre heraus. Es lag ein unendliches Sehnen darin, ein Weh, das die Lippen nicht aussprechen wollten. Jetzt schwollen die sanften, klagenden Töne

immer stärker und mächtiger an — es mußte ein wildes Jagen der Finger wie im tiefsten Schmerze sein — dann lösten sich die grellen Mißtöne wieder auf, und mild und schmiegend perlten die Töne über die Saiten.

„Jetzt, die Thüre auf!“ befahl Quarion.

„So, lieber Freund, spielt kein Mörder.“

Karger, der harte, abgestumpfte Mann, steckte heute mit zitternder Hand den Schlüssel in's Schloß und riß die Thüre weit auf, als wollte er dem Gefangenen sagen: „sieh, der Weg ist frei!“

Anton hatte sich vom Stuhle erhoben; seine rechte Hand ruhte noch auf der Zither, die linke hatte Quarion bereits mit stürmischer Hast ergriffen.

„Daß ich Dich doch so recht nach Herzenslust durchklopfen dürfte! Das ist mein Gruß,“ scherzte Quarion. „Sind Dir da die besten Saiten zerrissen und hast den Quarion wieder vergessen. Eigensinniger Junge! Warum wolltest Du den Namen des Malers nicht nennen? Gelten Dir Ehre und Freiheit Nichts mehr?“ schalt Quarion. „Aber jetzt marsch zum Verhör! Da will ich Dir die Zunge lösen und eine Saite aufziehen, die Dir Dein Lebtag in den Ohren klingen soll.“

Anton folgte den beiden Herren mit bangen



Kamerer, der Zitherspieler.

Verlagseigenthum von G. J. Manz in Regensburg.

und doch wieder freudigen Gefühlen. Es war ihm, als ginge ein guter Schutzgeist an seiner Seite.

Er hatte noch kein Wort über seine Lippen gebracht, nur in stummer Rührung drückte er seinem Gönner die Hand, die er auch nicht mehr losließ.

„So, da wären wir," sagte Quarion, als sie wieder die Amtsstube betraten. „Und jetzt, Rechtmann, bitte ich Dich, laß heute mich die Rolle eines strengen Richters spielen."

„Der Wein löst die Zunge, im Weine ist Wahrheit!" begann Quarion sein Verhör. „Darum trinke der Angeklagte vor Allem dieses Glas Wein! So, — und nun Anton Schlager, sieh Dir den Ring da an in meiner Hand!"

Als Anton den blitzenden Ring bemerkte, zuckte sein Herz schmerzlich zusammen. Er dachte an die vielen bitteren Verhöre, die er an dieser Stelle schon zu bestehen hatte.

„Dieser Ring," fuhr Quarion weiter, „ist mir wohlbekannt und ebenso gut sein unglücklicher Besitzer. Ich habe den Namen des Malers, den Du so hartnäckig verschwiegen, bereits dem Richter mitgetheilt, und Du bist sohin an das Versprechen, das Du dem Sterbenden gegeben, nicht mehr gebunden. Damit Du aber nicht glaubst, ich will Dir den Namen nur entlocken, so nenne ich Dir

hiemit den Taufnamen des Malers: Karl von —" „Walder!" setzte Anton mit einem Freudensausrufe hinzu.

„Fertig!" rief Quarion und warf den Kopf mit triumphirendem Stolze in die Höhe.

„Was sagst Du, Franz, zu meinem Richtertalente? Möchtest Du mich nicht als Gehilfen in Deiner Amtsstube aufnehmen? Aber nun, Rechtmann, halte mir den Jungen da keine Stunde länger in Deinem verwünschten Neste gefangen! Und Du, Anton," befahl der übermüthige Quarion, „bring Deine Zither und spiele uns und Dir den besten Jubelmarsch, der Dir im Kopfe steckt!"

Als der überglückliche Anton die Amtsstube verließ, harrten seiner bereits Karger und dessen Frau vor der Thüre. „Tausend Glück! tausend Glück! junger Herr," flüsterte die Frau mit Thränen im Auge. „Ich habe Alles gehört, was der alte Herr da drinnen gesprochen hat." Anton drückte Beiden tief gerührt die Hand; dann flog er in seine Zelle, deren Thüre noch weit offen stand. Hastig ergriff er die Zither — nein, das that Anton nicht. Er fiel auf seine Kniee und sendete ein inniges Dankgebet zum lieben Gott.

Während Anton betete, knisterten in der Amtsstube Rechtmann's die Federn in geschäftiger Eile.

Der Richter brachte Quarion's Aussagen zu Papier und stellte auf Grund dessen die Untersuchung ein. Quarion aber schrieb in rasender Eile einen Brief an den Freiherrn von Walder.

Als Anton mit der Zither eintrat, hatten Beide ihre Arbeit beendet, und nun begann Anton ein Spiel, aus dem die tiefste Freude, der hellste Jubel wie ein hundertfaches Echo wiederhalte.

Nun war es auch Zeit, das seltsame Verhör zu beschließen.

Quarion theilte seinem Schützling mit, wo er den Freiherrn von Walder zu suchen habe und gab ihm noch gute Rathschläge, wie er sich dem gemüthskranken Manne gegenüber zu verhalten habe. Dann übergab er ihm noch einen Brief an den Freiherrn, mit dem strengen Auftrage, denselben nicht sogleich, sondern erst dann abzugeben, wenn er des Vaters Verzeihung für den Sohn erwirkt. „Das wird Dir nicht schwer werden, mein Sohn," ermunterte Quarion. „Hast ja einen Schlüssel, mit dem Du ein noch so fest verschlossenes Herz zu öffnen vermagst — Deine Zither."

Rechtmann, der gestrenge Richter, reichte dem Angeklagten in warmer Liebe die Hand, kündete ihm die sofortige Freiheit an und übergab ihm dann den verhängnißvollen Ring. „Wahrlich!"

betheuerte er: „einen solchen Tag der Freude habe ich in meiner Amtsstube noch nicht erlebt. Verzeih', edler Jüngling, wenn ich Deinem reinen Herzen weh' gethan! Zieh' fort in Frieden! Gott sei mit Dir!"

Anton wollte danken, danken für Leid und Freud'; aber sein übervolles Herz ließ ihn nicht Worte finden. Kaum vermochte er die Bitte über seine Lippen zu bringen, diese Nacht noch in seiner ihm lieb gewordenen Zelle verbleiben zu dürfen, was ihm, wenn auch ungerne, gewährt wurde.

Mit Thränen im Auge reichte Anton den beiden Männern die Hand zum Abschied.

Quarion konnte seinen römischen Opferkrug nicht ganz verschmerzen und legte dem befreiten Gefangenen noch beim Scheiden an's Herz, auf der Reise dort und da seiner alten Schatzkammer zu gedenken.

Als Anton Abends in der einsamen Zelle in Gedanken an die so nahe Freiheit schwelgte, trat Frau Karger mit freundlichem Gruße ein. Sie wollte nicht zugeben, daß Anton diese Nacht noch im Gefängnisse verbleibe. „Mein bestes Zimmer," bat sie, „habe ich für Sie eingerichtet, und Sie dürfen nicht aus diesem Hause, ohne daß Sie nicht wenigstens eine Nacht mein Gast gewesen sind."

Als Anton immer noch zögerte, nahm sie des

Zitherspielers bestes Hab und Gut, die Zither, vom Tische und entfernte sich damit. Jetzt folgte Anton gutmüthig nach, und gerne nahm er an, was Liebe und Dankbarkeit einer gutherzigen Frau ihm darbot. O, es war eine herrliche, wonnige Nacht nach so vielen Leiden. —

Am frühen Morgen öffnete sich kreischend die schwere Eingangsthüre zum Gefängnisse von Hallein, und Anton trat wonnetrunken in's Freie. Wie wohl that ihm die frische, würzige Luft, die ihm um die Stirne fächelte. Mit einem Blicke wollte er den weiten blauen Himmel verschlingen, mit lautem Gruße die Schläfer alle, alle wecken. Still und öde war's noch in dem Städtchen, als Anton über die Brücke schritt; nur die Schwalben umflogen in Schwärmen den Kirchthurm, um in zwitscherndem Geplauder die nahe Abreise festzusetzen.

Noch hatte der Zitherspieler eine schwere Aufgabe zu lösen — des Malers letzten Gruß.

Der Freiherr von Walder.

Es ist ein sonderbarer See, der Attersee. Je dunkler der Himmel wird, je mehr der Tag in die Dämmerung hinübergeht, desto kraftvoller wird der dunkle Glanz seiner Fläche.

Dort schwimmt ein Nachen über die blaugrüne Nacht des See's. Trotz der Dämmerung erkennt der schwarze Hund des Hauses diejenigen, welche auf ihm fahren. Bellen, Winseln und Herumspringen auf den Ufersteinen verkünden seine Freude. Die Leute haben drüben in den Wäldern des Ostufers Laub zusammengebracht und bringen es in große Bündel zusammengebunden als Streu herüber. Kaum hat der Nachen mit seinem Sitz den Steg berührt — und der Hund ist mit einem Satze drinnen, springt an seinem Herrn herum und zerstört vor Entzücken das Bündel des mitgebrachten dürren Laubes.

Hier landet ein etwas verwitterter Einbaum mit Besen beladen. Irgend ein armer Mann will sie wohl weiter abwärts zu Markte bringen.

Die Häuser liegen hart am See — keinem fehlt die Schiffhüte, worin die reinen Wellen plätschern und der Obstgarten mit dem grünen Rasen, auf dem es sich gar behaglich ruhen lassen muß an Sommernachmittagen, deren Hitze durch den feuchten Hauch des großen See's abgekühlt wird. Weiter nordwärts werden die Obstbäume von Buchen und anderen Stämmen ersetzt. An ihnen rankt sich oft der Epheu empor, hoch hinauf, bis dahin, wo die Aeste sich abzweigen. Kleine Bäche zerreißen die Hügel am See und rieseln leise in

das grüne Wasser. Freundliche Menschen grüßen den Fremden, der verwundert auf den See hinausstarrt.

Auf einer mäßigen Anhöhe stand das schloßartige, im eleganten Style erbaute Landhaus des Freiherrn von Walder. Seine hohen Spiegelfenster und die prachtvollen Eingangsportale machten schon an sich einen großartigen Eindruck, der durch die weiten, geschmackvollen Gartenanlagen, welche es von allen Seiten umgaben, noch mehr gehoben wurde.

Treppenflure, Balkons und Terrassen waren mit dem reichsten Blumenflor geschmückt. Die kostbarsten und seltensten Gewächse entfalteten hier trotz der vorgeschrittenen Jahreszeit ihre Farbenpracht und ihren Blüthenduft. Auf den weiten Rasenplätzen warfen Fontainen ihren schimmernden Strahl hoch in die Lüfte.

Der Besuch des herrlichen Gartens ist leider keinem Fremden gestattet. Wir aber, lieber Leser, öffnen behutsam ein Hinterpförtchen, schleichen uns durch einen dunklen Laubgang und betreten ohne weitere Anfrage den Empfangssalon, dessen Glasthüre die Aussicht auf Garten und See freigab. Wir haben noch Zeit, die eigenthümliche Pracht, die uns hier entgegentritt, zu betrachten. Der Salon bildete ein halbrundes Gemach mit Tapeten

von hellblauer Seide, durchwoben von kleinen goldenen Muscheln. Tief herniederhängende Gardinen von demselben Stoffe dämpften das Licht; die Thüren waren mit Goldleisten besetzt, Boden und Plafond aus Mosaik von dunklem Holz. An den Ecken des Plafonds und in der Mitte waren kostbare Schnitzwerke von Gold angebracht. Ein Kronleuchter von mattem Bronze mit Mohrenköpfen hing von der Decke nieder. Ein mächtiger Spiegel war in die Wand eingelassen, der den See und die Berge gleichsam in das Zimmer hinein verlegte. Hier konnte der Friede wohnen und das Glück, und ach! wie unerreichbar fern war beides diesem geschmückten Orte. Glänzender Schmuck und — tiefster Kummer reichten sich in diesem Hause hämisch die Hand.

Auf einem Wanddivan saß in sich zusammengesunken der Freiherr von Walder. Sein spärliches Haar war stark gebleicht, ebenso der sorgsam gepflegte Bart. Tiefe Furchen durchschnitten die hohe Stirn des Greises; die müden, glanzlosen Augen streiften irrend die Wände des Salons. Obschon draußen über dem Garten und See einer jener sonnigen, milden Tage ruhte, welche die Natur als die letzten Abschiedsküsse der sich zur Ruhe bettenden Erde spendet, so war der große Salon doch schon leicht durchwärmt, und der Frei-

herr war in einen wattirten seidenen Schlafrock gehüllt. In der abgemagerten Hand hielt er eine schwere Weintraube von seltener Größe, deren vollsaftige Beeren er langsam und bedächtig zählte. „Siebenzig!“ murmelte er und warf die Traube auf den Teller. „Das ist mit dem morgigen Tage die Zahl meiner Pilgerjahre. Ich steh' am Ziele meiner mühsamen Wanderung, und wie öde, wie grabesstill ist's um mich her. Fort, fort ist er! o — ich will ihn ja nicht sehen — hinaus, hinaus aus meinen Gedanken, hinaus aus meinem Herzen! Male, Du undankbarer Bube, die ganze Welt, nur in meinem Herzen stelle Dein verhaßtes Bild nicht auf! Ich zerreiße es in tausend Stücke, wie Du mit meinem Leben gethan.“

Der Freiherr hatte die letzten Worte mehr herausgestoßen, als gesprochen und war dabei hastig im Salon auf und ab gegangen. Tief erschöpft ließ er sich wieder auf dem Divan nieder und drückte beide Hände vor die Augen.

Ein Diener trat jetzt mit leisen Tritten ein und überreichte auf einem silbernen Teller einen Brief. Der Freiherr nahm ihn und warf denselben, ohne nur die Adresse zu überblicken, auf den Schreibtisch, auf welchem eine Menge unerbrochener Briefe aufgehäuft war. „Leg' dich zu den andern!“ brummte er. „Ich will Nichts

wissen von da draußen. — Es ist doch schwül, drückend schwül, in diesem Zimmer," sagte er nach einer Weile und wischte sich die Schweißtropfen von der Stirne. Er stand auf und öffnete eines der großen Fenster. Der milde, laue Abendwind kühlte dienstfertig seine heiße Stirn und vermischte sich mit den in seinem gequälten Herzen aufsteigenden Seufzern.

Reicher, — armer Mann!

Sinnend stand der Freiherr am Fenster und schlürfte mit Wohlbehagen die würzige Luft, die von den Blumen und dem Duft der Alpenkräuter gesättigt war. Da schreckte er plötzlich zusammen: war's doch, als hätten sich mit den Lüftchen die Töne einer Zither in's Zimmer geschlichen. „Nein — Gott Lob!" flüsterte er; „es war doch nur Täuschung. Und doch! ja — von dort her — von der Muschelgrotte, da kam's soeben wieder." Leise, dann immer voller und kräftiger waren jetzt die Töne einer Zither vernehmbar.

„Ha, welche Frechheit!" brauste der Freiherr auf. „Welcher Landstreicher hat es gewagt, in den Garten zu dringen! Aber ich werde ihm ein Trinkgeld geben, daß er zufrieden von dannen zieht. Wo sind die Hunde? — He — Nero! Tiger! hieher zur lustigen Jagd!" Er griff nach der Glocke am Tisch und wollte eben schellen, als

eine weiche Hand seinen Arm erfaßte und ihm mit sanfter Gewalt die Glocke entzog. Als der Freiherr seine Gemahlin erblickte, war auch sein Zorn spurlos verflogen. Willig ließ er sich von derselben an's Fenster führen und dort in den Lehnsessel drücken. Seine Augen hefteten sich fest auf seine treue Gattin, und ein dankbares Lächeln legte sich um seine blutlosen Lippen, als diese ihm die weißen Haare glättete. Er schien gar nicht mehr zu hören, daß da draußen ein Landstreicher die Zither spiele.

„Sei nicht bös, lieber Leo!" bat sie. „Es ist meine Schuld, daß Du in Deiner Ruhe gestört wurdest. Schon heute Nachmittag suchte ein junger Mann um Einlaß nach. Johann wies ihn mehrmals ab, bis er endlich vorgab, er wäre der Ueberbringer eines Grußes. Ich ließ ihn denn in den Gartensalon kommen, und da erklärte er, daß er den letzten Gruß seiner Zither anvertraut habe. Mit den herzlichsten Worten bat er, auf seinem Instrumente spielen zu dürfen. Ich kannte zwar Deinen Willen, lieber Leo; aber ich wagte es dennoch und gewährte die Bitte, weil es ja morgen —"

„Ich weiß, Bertha," fiel ihr der Freiherr in's Wort, „was Du sagen willst. Weil es morgen siebenzig Jahre meiner irdischen Pilger-

schaft sind. O, es waren recht sonnige Jahre, in denen mir manch' goldene Frucht gereift ist. Ich sammelte sorgsam, für mich, Dich — und noch einen. Und jetzt, in meinen alten Tagen, muß ich noch einen so bitteren Kelch kosten, — leeren bis zum letzten Tropfen." Eine weiche Stimmung bemächtigte sich des armen Greises, seine lichtlosen Augen streiften wie suchend in dem glanzvollen Raume des Salons umher. — Er fand nicht, was er wünschte. Da schlugen die zarten Töne der Zither wieder an sein Ohr.

Der Freiherr, der in seinen besseren Tagen ein warmer Freund der Musik war, lauschte jetzt dem wundervollen Spiele. Das war denn doch kein Landstreicher, kein wandernder Musikant, der dort in der Grotte in die Saiten griff; es mußte die kunstgeübte Hand eines Meisters sein. Auf leisen Lüftchen getragen, befreiten die Töne mit geheimnißvoller Zaubergewalt sein armes Herz von dem auf ihm lastenden Drucke und wiegten es in süße Erinnerung. Der Freiherr hatte die Hände gefaltet, seine Augen hatten heute zum erstenmale seit langer Zeit einen feuchten, milden Glanz. Geisterhaft lispelten jetzt die Töne dort aus der Grotte her und vermischten sich mit dem melancholischen Geflüster der Blätter; es schien, als ob all' die tausend Blumen und Blüthen da

draußen ihm einen lieben Gruß aus vergangenen Zeiten, — den letzten Gruß eines einsamen Wanderers entgegen bringen würden.

Der Freiherr hatte sich langsam vom Stuhle erhoben, er breitete die Arme aus, als wollte er einen längst Ersehnten umschließen und mit dem Rufe: „Karl, mein Sohn Karl, vergib Deinem alten Vater!“ sank er kraftlos zurück in den Sessel. Die lauten, vom tiefsten Schmerze ausgepreßten Worte verhallten in dem weiten, schweigsamen Garten und es war, als ob aus allen Grotten und Nischen das bittende Echo „vergib Deinem Vater!“ ertöne.

Von der dunklen Tapetenwand des Salons löste sich jetzt eine Gestalt ab und schritt langsam auf den Freiherrn zu. „Ich bringe den letzten Gruß Eures Sohnes,“ sprach der Mann mit tiefem Ernste.

Der Freiherr fuhr entsetzt auf und ergriff mit fieberhafter Hast die Hand des räthselhaften Mannes. „Licht! Licht!“ preßte der Greis heraus. „Ich will Dir in die Augen schauen Mann, ob Du nicht lügst.“

Johann zündete eilig die Kerzen am Kronleuchter an und bald ergoß sich ein heller Schein über das schöne Antlitz unseres wohlbekannten Zitherspielers Anton.

Der Freiherr blickte ihm lange in die klaren Augen; er wollte daraus mit einem Blicke Alles lesen, was er jetzt wissen wollte.

„Nein!“ rief er nach langem Schweigen; „Du lügst nicht, Du kannst nicht lügen. Mann! sage mir, wo, wann, wie hast Du meinen Sohn gesehen? Hab' Erbarmen mit einem alten Vater! Wie geht es ihm? — wann kommt er zurück in meine offenen Arme? Sag' ihm, daß er malen darf nach Herzenslust, daß er uns das liebe Bild unseres früheren Glückes mit seinen Farben wieder geben soll.“

„Ich sehe,“ unterbrach ihn Anton tief bewegt, „dem Sohne ist Verzeihung geworden. Meine Sendung ist erfüllt. Ich komme morgen wieder, denn Vieles habe ich zu erzählen, was der Schatten der kommenden Nacht zu düster färben würde.“ Nach diesen bedeutungsvollen Worten drückte sich Anton ebenso schnell, wie er gekommen, aus dem Salon und verschwand in den dunklen Laubgängen des Gartens.

Als nach einiger Zeit der Mond aufging, waren die Lichter im Landhaus bereits erloschen. Still und einsam lag es da und warf seinen dunklen Schatten auf die bekiesten, breiten Wege und Blumenteppiche des Gartens. Nur aus einem Fenster schimmerte noch ein mattes Licht. Der

Freiherr wankte in seinem Zimmer unruhig auf und ab — er fand keinen Schlaf. ‚Der Schatten der Nacht würde es zu düster färben' — „sagte der Mann nicht so? O Karl, mein Sohn Karl, komm zu Deinem armen Vater!" flehte er mit gerungenen Händen. „Aber da bist Du ja," fuhr er lächelnd fort. „Komm herab zu mir! meine Augen haben Dich längst nicht mehr geschaut."

Mit großer Anstrengung hob er ein Bild von der Wand und löste es mit zitternder Hand von der Umhüllung, aus der ihm jetzt ein blühender Knabe entgegen lächelte. Seit der Sohn das väterliche Haus verlassen, war dieses gelungene Porträt verhüllt. Der Vater wollte sein entflohenes Kind auch im Bilde nicht mehr sehen.

Lautlose Stille herrschte jetzt im Zimmer. Die Hand auf die Brust gepreßt und tief Athem holend, verschlang der Freiherr mit seliger Lust die lang entbehrten Züge seines einzigen Kindes. Reue, Liebe und Sehnsucht marterten sein Herz. Die bleichen Lippen waren zwar fest geschlossen, aber er hatte viel, unendlich viel mit dem todten Bilde da zu sprechen.

Es schlug zwölf Uhr, als der Greis das Bild sanft auf den Tisch legte. „Schlaf wohl," flüsterte er, „lieber Knabe! Ruhe sanft! wo Du auch sein magst. Wir sehen uns ja doch bald

wieder." Noch einen bittenden, zärtlichen Blick, einen langen Kuß auf die rosigen, kalten Lippen des Knaben, — und das ausgebrannte Licht erlosch von selbst.

Mit banger Ungeduld erwartete der Freiherr von Walder am andern Morgen den Zitherspieler. Auch seine Gattin harrte bereits sehnsüchtig des seltsamen Boten. Johann trug eben das Frühstück ab, das heute gänzlich unberührt blieb, als Anton in den Salon eintrat. Bei seinem ersten Auftreten als Zitherspieler in Salzburg war ihm lange nicht so bange, wie heute. Dort sollte er durch sein Spiel Lust und Leben erwecken; hier aber mußte er einem ergrauten Vater, einer tiefgebeugten Mutter namenloses Weh bereiten. Das fiel Anton schwer auf's Herz, schwerer noch als seine unverdiente Gefangenschaft.

„Ich muß den letzten Gruß Eures Sohnes Karl überbringen," begann Anton mit unsicherer Stimme. Und dann schilderte er vorsichtig und mit möglichster Schonung jene fürchterliche Stunde am Schwarzbachfalle. Mit des Sohnes letzter Bitte schloß er seine traurige Botschaft. Dann übergab Anton den Ring, wodurch er gleichsam die Wahrheit seiner Erzählung besiegelte.

Sprachlos, bleich, mit weit geöffneten Augen und der Miene des tiefsten Schmerzes starrten die

armen Eltern den Zitherspieler an. Namenloses Weh preßte ihr Herz zusammen. Krampfhaft hielten Vater und Mutter ihre Hände verschlungen; dann sanken die Augenlider herab und regungslos, den Todten ähnlich, lagen sie auf dem Divan hingestreckt.

Anton regte sich nicht; er hatte die Hand vor die Augen gedrückt, um das wilde Ringen tödlich verwundeter Herzen nicht zu sehen. Dann verließ er mit leisen Schritten die Stätte der Trauer.

Wohl eine Stunde war verflossen, als der Freiherr aus seiner Betäubung erwachte.

„Es war ein wüster, schwarzer Traum zum siebzigjährigen Geburtsfest," sagte er.

„Gott Lob!" der Mann mit dem letzten Gruß ist verschwunden. — Doch sieh, Bertha! ein Brief auf Deinem Schooß. Leg' ihn zu den andern!"

„Nein, Leo!" bat die Mutter. „Laß uns am heutigen Tage nicht mit verbundenen Augen hoffen, was nicht mehr irdisch ist." — Sie erbrach den Brief, las denselben und reichte ihn dann dem Freiherrn. Es war der Brief, den Quarion in der Amtsstube Rechtmann's geschrieben. Anton hatte ihn bei seinem Weggehen auf den Schooß der unglücklichen Frau gelegt.

Kaum hatte der Freiherr den Brief über-

flogen, als er nach der Glocke griff und stürmisch schellte.

„Johann!“ rief er dem eintretenden Diener zu: „rühre Deine alten Beine, nimm alle Dienstboten, deren Du habhaft werden kannst und bringe mir den Zitherspieler wieder! Er kann nicht weit sein, vielleicht noch im Orte selbst.“

Die Dienstleute waren über den Befehl nicht wenig erstaunt, da ja der Freiherr seit Jahr und Tag ein völlig abgeschlossenes Leben führte. Aber gleichviel; der Befehl war einmal gegeben und wurde so gewissenhaft und schnell ausgeführt, daß Anton schon nach kurzer Zeit dem Freiherrn wieder gegenüber stand.

„Du hast uns den letzten Gruß unseres Sohnes gebracht,“ ergriff der Freiherr das Wort; „Du warst unsers Namens wegen, wie ich soeben aus diesem Briefe erfuhr, der Freiheit beraubt, unschuldig ertrugst Du Schande und Schmach mit seltener Aufopferung. Und nun willst Du Dich unseres Dankes entziehen. Freund, mit dieser ungetilgten Schuld fände ich im Grabe keine Ruhe. Gönne einem alten schwergebeugten Vater auch eine letzte Bitte! Du hast viel gelitten, so sei denn einstweilen unser Gast, so lang' es Dir behagt und laß noch oft mich das Herz erwärmen an den Tönen — des letzten Grußes!“

Anton, dessen Gesundheit durch die Haft doch etwas geschwächt und angegriffen war, nahm das freundliche Anerbieten nicht ungerne an, worüber der Freiherr hoch erfreut war.

Johann mußte sogleich dem Gaste des Hauses sein bestes Zimmer anweisen. Es war ein reich geschmücktes Gemach, durch dessen geöffnete Thüren Anton eine lange Reihe glänzender Räume erblickte, die sich alle an Schönheit zu überbieten schienen. Die schweren Sammettapeten schienen das Licht einzusaugen, aber desto heller spielte es auf den reich vergoldeten Verzierungen der Thüren und Wände, auf den Seiden- und Atlasbezügen der Möbel, in den deckenhohen Spiegeln, die es in blitzenden Strahlen zurückwarfen: Desto voller beleuchtete es all' diese Gemälde, Statuen und Vasen, die in verschwenderischer Menge und Kostbarkeit die Salons schmückten.

Alles, was Reichthum zu geben vermag, war hier aufgehäuft, eine Fülle von Schönheit und Pracht, die wohl ein Auge blenden konnte, das lange an die nackten Wände des Gefängnisses gewöhnt war. Anton trat auf den Balkon und blickte hinaus in die duftige, sonnige Natur.

Aus dem Garten stiegen die Blumendüfte empor und flutheten durch die weit geöffnete Balkonthür und dazu rauschten und plätscherten die Springbrunnen. Klar, voll unendlicher Schön-

heit und unendlichen Friedens lag der tiefblaue Himmel über dem See.

Leise kam die Erinnerung gezogen und ließ vergangene Tage wieder aufleben: die kleine Hütte mit den armseligen Möbeln und der dürftigen Weinranke über dem Fenster, Vater und Mutter, die ganze liebe Heimath. Und nun stand er da, der arme Zithern-Toni, wie in das Zauberschloß eines Waldkönigs versetzt und sollte hier bleiben dürfen, so lange es ihm behagte. Mit dem Duft der Blumen zog zugleich ein unnennbar wonniges Gefühl durch die Brust des Zitherspielers.

Tage und Wochen verschwanden im raschen Fluge — Anton war noch immer der auf Händen getragene Gast des reichen Freiherrn v. Walder.

Dicke, kalte und graue Nebel hingen jetzt über den Bergen und bis in die Thäler hinab. Dann begann es zu schneien und bald lagen die Höhen unter dem weißen Leichentuche des Winters und Anton — er saß behaglich in seinem schmuckvollen, wohl durchwärmten Zimmer und spielte Zither. Damit bannte er den sonnigen Frühling in sein Herz, so leblos, so eisig kalt es auch draußen war. Es war für ihn ein wonnevoller Lenz, mitten im Winter. Während seine kunstgeübte Hand immer mächtigere Tonwellen dem Instrumente entlockte, rötheten sich seine bleichen Wangen und seine Gesichtszüge strahlten immer lebhafter die Gefühle

aus, von denen seine Seele ergriffen war. Neben ihm saß, wie immer, der Freiherr und lauschte dem Melodienstrome. Wie David dem König Saul auf der Harfe vorspielte, wenn diesen die Schwermuth befiel, so griff auch Anton zur Zither und bannte durch sein seelenvolles Spiel den oft wild ausbrechenden Schmerz des armen Vaters.

Als aber die Natur aus langer Ruhe wieder aufwachte, Wälder und Wiesen wieder grünten, da wollte auch Anton nicht länger mehr in der Vollkraft seiner Jugend müßig sein. Er machte den Freiherrn mit seinem Entschlusse bekannt, daß er nun sein gastliches Haus verlassen wolle, um in Wien in eine größere Instrumentenfabrik als einfacher Arbeiter einzutreten und so seine Kenntnisse und Fertigkeit im Bau der Instrumente zu vervollkommnen.

So schmerzlich auch diese Mittheilung für den Freiherrn war, so wollte er doch in die Zukunft des Zitherspielers wenigstens für jetzt nicht eingreifen. Wir übergehen das herzliche, schöne Abschiedsfest, das Leo v. Walder seinem scheidenden Gaste zu Ehren gab, die innigen Dankes- und Segenswünsche, welche beiderseits ausgetauscht wurden. Eine dankbare Thräne glänzte im Auge des Zitherspielers, als er das einsame Landhaus verließ, unter dessen Dache ihm Alles blühte, was Liebe und Reichthum zu spenden vermochte.

Die Runde.

Unfern der Leopoldvorstadt zu Wien, wohnte der Graf Hallbach, ein wohlbekannter und hochgeachteter Name in den vornehmen Kreisen der lebensfrohen Kaiserstadt. Das palastartige Haus, sein Eigenthum, war durch ein eisernes Gitter und einen Vorplatz von der Straße geschieden und von einem Garten umgeben. Der Graf, der täglich zu bestimmter Stunde ausfuhr, war schon seit einigen Wochen nicht mehr sichtbar. Die Dienerschaft flüsterte sich zu, der Herr Graf habe die Gicht, wovon jedoch Hallbach durchaus Nichts wissen wollte, sondern lieber von einer Schußwunde aus dem letzten Kriege sprach, die bei schlechter Witterung immer wieder aufbreche. Zwar konnte man draußen von übler Witterung Nichts merken, vielmehr stand Tag für Tag die liebe Sonne am blauen Himmel. Aber der Herr Graf wollte einmal durchaus nicht die Gicht, sondern eine Schußwunde, und so lassen wir beide Theile auf ihrem Glauben.

In seinem mit aller Pracht ausgestatteten Schlafzimmer lag er, in seidene Decken gehüllt, behaglich ausgestreckt auf den weichen Polstern des Sopha's und labte sich an dem Dufte einer feinen Cigarre. Aus der leicht gewölbten Oeffnung

des Mundes blies er bedächtig die bläulichen Rauchwolken, deren schlangenförmigen Windungen der Patient in träumerischer Ruhe und Behaglichkeit nachblickte, bis sie sich, immer höher steigend, auflösten.

Ein Diener meldete jetzt den Arzt, der ihm indeß schon auf dem Fuße nachfolgte.

„Ah, guten Morgen, Herr Doktor! Schon so früh am menschlichfreundlichen Tagwerk? Was sagen Sie zu dem Duft dieser Cigarre?"

„Fein, ausgezeichnet fein!" lobte der Arzt. „Doch kann ich es nicht ganz billigen, daß Herr Graf schon am frühen Morgen zu rauchen belieben."

„O lassen Sie mich mit Ihrer väterlichen Ermahnung!" bat Hallbach lachend. „Dort steht das Kistchen — bedienen Sie sich! Ein Arzt, sagt man, soll nie ohne Cigarre seine Schmerzenskinder besuchen."

„Danke, danke, Herr Graf! Vor Allem möchte ich mich um Ihr Befinden erkundigen."

„Nun, 's geht an," erklärte der Graf. „Die Schmerzen lassen nach. Glaube bis morgen das Nest verlassen zu können — ja?"

Der Arzt machte eine zweifelhafte Miene, roch an den stinkenden Heilsalben, von denen eine ganze Sammlung auf dem Tische stand und begann dann, den gräflichen Fuß aus den Umhüllungen loszuschälen. Nach genauer Besichtigung und Betastung meinte jedoch der vorsichtige Arzt,

daß es doch besser wäre, der Herr Graf würde den leidenden Fuß noch einige Tage schonen. Nun war aber die gute Laune des Grafen verflogen.

„Noch einige Tage!" rief er ärgerlich. „Das sagen Sie mir nun schon, mein lieber Doktor, jeden Tag. Das geht nicht, geht absolut nicht. Uebermorgen ist der erste Mai, da muß ich in die Runde. Ich darf, ich kann, ich will nicht fehlen. Meinetwegen verschreiben Sie mir eine neue Salbe, die noch ärger riecht, als alle andern mitsammen."

„Nun, nun," besänftigte der Arzt: „vielleicht ist bis morgen die kleine Geschwulst, die mir noch Bedenken macht, verschwunden. Bis dahin müssen Herr Graf sich noch gedulden. Dann läßt sich ja immer noch ein kleiner Handel machen." Sorgsam verband der Arzt den Fuß wieder, zündete sich dann eine der vielgerühmten Cigarren an und verließ mit tiefen Bücklingen und unter beständiger Versicherung eines „ergebensten Dieners" das Zimmer.

Hallbach nahm die auf dem Tische liegenden Zeitungen und während er sich darin vertieft, wollen wir uns über die Runde, welche dem Grafen so sehr am Herzen lag, einige Aufklärung verschaffen.

Unter diesem Namen hatten sich vor mehr als zwanzig Jahren mehrere der vornehmsten und

reichsten Männer mit ihren Familien zu gesellschaftlicher Unterhaltung vereinigt. Die Mitglieder durften die Zahl zwölf nicht überschreiten. Jedes Mitglied führte einen der zwölf Monatsnamen und durfte im Vereine bei hoher Geldstrafe nicht mit dem Familiennamen angesprochen werden. Der Betrag der gewonnenen Strafgelder wurde am Christabend zur Beschenkung armer Kinder verwendet. Die Zusammenkünfte waren immer am ersten eines jeden Monats und zwar nicht an einem fest bestimmten Orte, sondern stets im Hause desjenigen, der im Vereine den betreffenden Monatsnamen führte. Je drei der Mitglieder bildeten eine Jahreszeit und hatten außerdem noch für ein derselben entsprechendes Fest zu sorgen. Auf diese Weise hatte der Verein eine reiche Abwechslung in seinen Unterhaltungen geschaffen. Jedes Mitglied war natürlich bestrebt, das Fest in seinem Hause möglichst glänzend zu gestalten und so entstand denn unter den reichen Mitgliedern ein Wetteifer, der zur unerschöpflichen Quelle der ausgesuchtesten Genüsse und harmlosen Scherzes wurde. — In zwei Tagen nun war der erste Mai und der Verein hatte neben dem Monatsfest zugleich sein fündundzwanzigjähriges Bestehen zu feiern. Der Zufall fügte es, daß dieses Doppelfest im Hause des reichen Fürsten Wandau, der den Vereinsnamen Mai führte, seinen feierlichen Ein-

zug halten mußte. Die großen Vorbereitungen, die der Fürst schon seit vielen Wochen hiezu traf, stellten ein großartiges Fest in Aussicht. Kein Wunder also, daß der lebenslustige Graf Hallbach diesen Tag nicht auf dem Sopha verträumen wollte.

Der Graf las noch immer in der Zeitung, als ihm ein junger Mann gemeldet wurde, der dem Herrn Grafen persönlich einen Brief zu übergeben wünschte.

„Wird wieder eine Bettelei sein,“ murrte Hallbach; „aber meinetwegen mag er sich der Kurzweil wegen die Gabe selbst holen — laß ihn vor!“

Der Graf hatte schon seine seidene Geldbörse in der Hand, als Anton Schlager eintrat. Er verneigte sich mit höflichem Gruße und entschuldigte sich, daß er den Brief nicht am Portale abgegeben; aber Baron von Walder, der ihm denselben eingehändigt, habe ihn beauftragt, nur persönlich denselben zu überreichen.

Graf Hallbach ließ bei dem Namen Walder seine Börse langsam unter der Decke verschwinden, streckte die Hand nach dem Briefe aus und erbrach denselben.

„Lieber Hallbach!“ las der Graf halblaut vor sich hin. „Betrachte Dir den hübschen Jüngling, der jetzt, so hoffe ich, vor Dir steht und wundere Dich nicht, wenn ich Euch denselben für die Runde in Vorschlag bringe. So schön sein Gesicht ist,

so schön und edel ist auch sein Herz. Leider ist er nicht von Adel, weder Baron noch Graf, sondern nur ein armer Zitherspieler. Wie er aber spielt, das magst Du selbst hören. Später werde ich Deiner Hilfe in Betreff des Zitherspielers noch besonders bedürfen. Denke noch immer gern an die frohen Stunden, die ich als sonniger August in der Runde verlebte. Jetzt wäre wohl der düstere, absterbende November für mich besser geeignet. Dein alter Freund L. von Walder."

Sonderbarer Vorschlag! dachte Hallbach. Die Runde und ein armer Zitherspieler. Walder muß von Sinnen sein. Die Worte „armer Zitherspieler" führten ihn indeß wieder auf den Gedanken, daß es wohl doch nur auf ein Geschenk abgesehen sei und so griff Hallbach abermals nach der Börse unter der Decke; dabei betrachtete er halbverstohlen den Zitherspieler. „Kleidung gut — sehr anständig, Gesicht hübsch — lebensfrisch, offnen, ehrlichen Blick — unmöglich! Das kann kein Bettler sein."

Der Graf zerknitterte fast den Brief bei seinem stillen Selbstgespräch, bis er endlich eines glücklichen Gedankens habhaft wurde.

„Höre, guter Freund!" sagte er nach kurzem Bedenken. „Baron Walder hat Dich da empfohlen als — als Zitherspieler. Das läßt sich heute gut abmachen, da ich ohnehin das Zimmer hüten muß. Könntest mir wohl Nachmittag etwas „vorspielen".

„Bedaure, den Wunsch nicht erfüllen zu können," antwortete Anton mit tiefem Erröthen. „Nachmittag hab' ich in der Werkstätte dringende Arbeiten zu bereinigen. Sollte ich jedoch im Stande sein, Euer gräflichen Gnaden durch mein Spiel einige Minuten zu verkürzen, so stelle ich mich für den Abend gerne zur Verfügung."

„Auch gut," sprach der Graf, etwas betroffen über den stolzen Ton des „armen Zitherspielers." „Du wirst also Abends so freundlich sein —" Anton sagte zu und empfahl sich.

„Unsinn!" brummte der Graf nach. „Zitherspieler — Geselle — Kunde — das klingt ja köstlich zusammen. Walder muß den Brief wirklich im Schlafe geschrieben haben. Nun, in Gottes Namen! Ich will seinetwegen ein paar Augenblicke opfern." Er schellte.

„Blasius!" unterrichtete er den eintretenden Diener: „wenn der Zitherspieler heut Abends ein Stück losgelassen, dann melde mir einen sehr dringenden Besuch an. Du verstehst mich — ja?"

„Wohl, wohl, Herr Graf! ich begreife. Die Zither soll Ihnen nicht zu lange in den Ohren klingen," beruhigte Blasius mit schlauem Lächeln.

Der Graf las, aß und trank, schlief und rauchte — Anton hobelte, sägte und bohrte in seines Meisters Werkstätte, und so war der Abend angebrochen, dem einen zu langsam, dem andern zu schnell.

Anton war indeß sehr unschlüssig, ob er seinem gegebenen Versprechen nachkommen solle. Die etwas unzarte, nicht eben freundliche Einladung des Grafen hatte ihn verletzt; er bereute seine Zusage, er grollte selbst dem Freiherrn von Walder, dessen kalter Empfehlungsbrief ihn wirklich schmerzte. Hätte er den Inhalt des Briefes gekannt, er würde denselben gar nicht abgegeben haben. „Ein Mann, ein Wort!" dachte jedoch Anton und so finden wir ihn denn Abends gleichwohl im Schlafzimmer des Grafen Hallbach, wo er bereits sein Instrument stimmt, um dem Grafen etwas „vorzuspielen".

Wir kennen bereits Anton als feinen Meister im Zitherspiel und wollen ihm kein weiteres Lob mehr spenden.

Das erste Stück war „losgelassen," als Blasius eintrat und mit verschmitztem Augenblinzeln den kaiserlichen Hofmarschall von Lotterwitz meldete, der noch in sehr dringender Angelegenheit zu sprechen wünsche.

Der Herr Graf schien aber die Verabredung mit seinem getreuen Diener vergessen zu haben und ließ den Herrn Hofmarschall ersuchen, sich noch etwas zu gedulden, da er — da er eben den Verband seines Fußes ordnen wolle. Noch in Gegenwart des erstaunten Blasius bat er Anton, sich in seinem ausgezeichneten Spiele nicht stören zu lassen.

Anton spielte jetzt jene einfachen, gemüthvollen Alpenmelodien, welche die Ruhe und den Frieden einer erhabenen Natur gleichsam in unser Herz verlegen.

Bald darauf steckte Blasius abermals den Kopf zur Thüre herein und ließ seinen Lotterwitz noch dringender bitten um —

„Pack Dich zum —" schrie ihm der Graf zu, und der verblüffte Blasius packte sich auch wirklich eiligst zur Thüre hinaus.

Da es bereits zu dunkeln begann, ließ Hallbach Lichter anzünden, bestellte zwei Gedecke und bat Anton in der gewinnendsten Weise für heute Abend sein Gast und Tischgenosse zu sein.

Das konnte nun der gute Blasius erst recht nicht begreifen; er war schon besorgt, ob es nicht seinem gnädigen Herrn im Kopfe, statt am Fuße fehle.

Anton ließ sich die feinen Speisen wohl schmecken; der köstliche Wein machte sein Herz warm, seinen Mund gesprächig. Er erzählte von daheim, von Jodler, von den guten und schlimmen Erlebnissen auf der Reise. Hallbach horchte aufmerksam zu und war nicht wenig erstaunt über das schwere Unglück, welches die ihm so befreundete Familie Walder getroffen. Nicht minder bewunderte er aber auch den festen Willen und das edle Herz des vor ihm sitzenden „Gesellen". Als Anton schwieg, da nahm Hallbach das Glas zur

Hand und trank auf „eine glückliche Zukunft“ seines lieben Gastes. Spät verließ Anton das stolze Gebäude des Grafen Hallbach, um sein dürftiges Dachstübchen, das er in einem abgelegenen Winkelgäßchen gemiethet, aufzusuchen.

Hallbach besänftigte den übelgelaunten Blasius mit dem Reste des Weines und betheuerte dem Alten, daß er schon lange keinen so köstlichen Abend mehr verlebt habe. Das schien nun der gute Blasius wieder vollkommen zu begreifen, zumal ihm der genügsame Zitherspieler noch eine halbvolle Flasche übrig gelassen, die er nun in zärtlicher Liebe an sein treues Herz drückte.

Ungeachtet der Vorschriften des Arztes ließ Graf Hallbach des andern Tages anspannen und fuhr geraden Wegs dem Palaste des Fürsten Wandau zu. Während der Nacht hatte sich ein herrlicher Gedanke in seinem Kopfe festgesetzt, der um jeden Preis mit Wandau besprochen werden mußte.

Der lang ersehnte erste Mai und damit auch das Jubelfest der Runde war herangerückt. Der Fürst hatte mit verschwenderischer Freigebigkeit gesorgt, den Reiz des Festes zu erhöhen und alle Erwartungen der Mitglieder wo möglich zu übertreffen.

Es war ein trüber, kalter Tag, der erste Mai. In stillen Flocken wirbelte der Schnee

vom Himmel und dazwischen fuhr ein schneidender Nordwind durch die Straßen, vor dem Alt und Jüng sich an den Ofen flüchtete.

Auch der erste Mai hatte sich geflüchtet in das gastliche Haus des Fürsten Wandau.

Dort spottete er des Winterschauers und in den glänzend erleuchteten wohl durchwärmten Räumen fühlte man sich von einem balsamischen Frühlingshauche angeweht. Auf den Treppen, Gängen und Sälen, aus allen Nischen und Winkeln trat uns der erste Mai freundlich grüßend entgegen. Rhododendren mit ihren rosigen Blumen prangen in herrlichen chinesischen Töpfen, Geraniums von den frischesten Farben breiten sich in persischen Becken von vergoldetem Kupfer aus, an denen sich Festsprüche mit köstlichen Verzierungen verschlangen. Hier öffneten die Palmen ihre Blätterdächer; dort breiteten baumartige Farrenkräuter ihr zierliches, üppiges Grün nach allen Seiten aus. Zwischen den dichten Gebüschen tauchte da und dort leise eine Statue auf: hier ein Hirt, der sich einen Dorn aus dem Fuße zieht, dort ein fröhliches Landmädchen, Garben auf den Schultern tragend.

Der Fürst bewillkommte seine erstaunten Freunde und reichte jedem, auch dem düsteren November und dem eisigkalten Januar die lebenswarme Hand zum Gruße. Endlich kam auch der

launische April in prächtiger Equipage angefahren und damit war die Zahl der Gäste voll.

Rauschende Musik eröffnete das malerische Doppelfest. Und wahrlich! der Fürst hatte es verstanden einen ununterbrochenen Strom der reinsten Freuden, der ausgesuchtesten Genüsse durch die ganze Jubelfeier zu leiten. Es war schon spät in der Nacht, als Wandau die fröhlichen Gäste durch grün geschmückte Gänge in den Gartensalon führte. Dort sollte das Fest seinen Abschluß finden.

Plötzlich glaubten sich die Gäste wie durch Zauber in ein allerliebstes Gebirgsthal versetzt, das durch eine kunstvoll nachgeahmte Mondbeleuchtung einen reizenden Anblick darbot. Baumstämme und weiches Moos luden zur behaglichen Ruhe ein und bald hatten sich die Gäste in malerischen Gruppirungen auf das schwellende Lager hingestreckt und betrachteten nun mit stummen Entzücken das seltsame, romantische Thal, begierig der Dinge, die da noch kommen würden.

Da schlugen plötzlich die glockenreinen Töne einer Zither an die Felsen an. Dort, hoch oben auf einem Felsenvorsprung, das bildschöne Gesicht vom Monde sanft beleuchtet, saß ein junger Mann in der Tracht eines steyrischen Gebirgsbewohners. Auf seinem Schooße lag die Zither, auf der er jetzt mit Meisterhand steyerische Alpenmelodien

spielte. Nach kurzer Pause, während welcher nur das leise geflüsterte Wort „Anton Schlager“ die Runde machte, erklang das reizende Ständchen von Schubert, dessen liebliche Töne so wunderbar mit dem märchenhaften Thale und der nächtlichen Stille harmonirte. Dann wieder quollen Melodien empor, in denen der tiefste Seelenschmerz bis zur höchsten Lust zu einem vollendeten, meisterhaften Tongemälde sich gestaltete. — Fast graute der Morgen, als die Runde das traute Thal verließ und der Zitherspieler ermüdet die Hände sinken ließ. Stürmischer, unerhörter Beifall war seinem Spiele fort und fort zu Theil geworden.

Nahezu drei Jahre waren seit diesem Abend verflossen und kein Fest hatte mehr in der Runde stattgefunden, ohne daß nicht Anton Schlager von hoher und höchster Hand freundlich beigezogen wurde. Er war das unentbehrliche, außerordentliche Mitglied der Runde geworden, obschon er nicht von Adel, weder Baron noch Graf, sondern nur ein armer Zitherspieler war. So stand denn Anton bei Tag in der Werkstätte, das Schurzfell um, den Hobel in der Hand, während er Abends in feiner Kleidung als vielbewunderter Meister des Zitherspiels mit den reichsten und vornehmsten Kreisen in Berührung kam.

Wir dürfen aber nicht glauben, daß Anton vielleicht so mitten im Glücke saß. Bei seinem

kargen Lohn, den er getreulich mit seinen Eltern theilte, mußte er in der großen Stadt Wien ein sehr einfaches, sparsames Leben führen, zumal er der Runde zu lieb so manches kleine Opfer für bessere Kleidung bringen mußte. Und doch hatte er von der Runde bis jetzt keinen andern Lohn erhalten, als die Ehre.

Eines Tages wurde Anton zu Graf Hallbach für den Abend eingeladen. Anton, welcher vermuthete, der Graf wolle sich, wie schon öfter, wieder etwas „vorspielen" lassen, machte sich nach vollendetem Tagewerk mit der Zither auf den Weg.

Der Graf befand sich in seinem Arbeitszimmer und ging nachdenkend auf und ab. Jetzt blieb er vor dem kostbaren, reich eingelegten Schreibtisch stehen und heftete seine Augen auf einen offenen Brief, in den auch wir einen flüchtigen Blick werfen müssen.

„Lieber Hallbach!

Was die Runde in Betreff des Zitherspielers beabsichtigt, freut mich herzlich. Gleichwohl muß ich bitten, laßt auch mich im Bunde sein! Auch wünschte ich, daß ich noch bei meinen Lebzeiten zum Glücke des wackern Jungen einen Baustein setzen könnte. Meine Tage aber sind gezählt; die

Sanduhr ist nahezu abgelaufen. Drum rasch an's Werk, lieber Hallbach!

Dein

alter Walder."

„Der Zitherspieler!" meldete Blasius.

„Mir sehr willkommen," entgegnete Hallbach, indem er eilig den Brief Walders in ein Fach schob.

Der Graf empfing Anton mit herzlicher Freundlichkeit und lud ihn sofort zum Abendtisch ein.

Blasius trug die Speisen auf, der Graf goß den Wein in die Gläser und sprach seinem Gaste eifrig zu. Bald hatte er Anton in ein lebhaftes Gespräch verwickelt und mit gewandter Sprachfertigkeit lenkte er dasselbe auf die Zukunft des Zitherspielers. Anton, dem der Wein die Zunge löste, öffnete sein ganzes Herz, ließ alle seine Pläne, Hoffnungen und Wünsche durchschauen. Ein Jahr noch wollte er in Wien bleiben, fleißig sparen und dann wieder in die Heimath ziehen, um einstens, wenn es seine geringen Mittel erlaubten, das Geschäft seines lieben Meisters Jodler zu übernehmen.

„Dann wird also die Runde ihren Zitherspieler verlieren?" forschte Hallbach. „Das wird ein fühlbarer Verlust für uns sein."

„Die Trennung von der Runde," erwiederte Anton, „wird wohl das einzige sein, was mein künftiges Glück in der Heimath stören könnte."

„Und ginge es nicht," frug Hallbach, wie im im Scherze, „die Bude des alten Jodlers hier in Wien aufzuschlagen?"

Anton schwieg. Die Frage kam ihm etwas seltsam vor. „Meine Eltern sind arm," sagte er nach einer Weile, „sehr arm; ich selbst besitze nur das, was ich mir seit einigen Jahren mühsam erworben und erspart habe. Ein Geschäft in Wien aber bedarf zu seiner Lebensfähigkeit einer ausreichenden Geldquelle. Damit glaube ich die Antwort gegeben zu haben."

„Dann geht's wohl nicht und die Runde muß eben den Verlust ertragen," bedauerte der Graf mit verstecktem Lächeln. „Doch wir werden auch in der Ferne Deiner gedenken und ich leere dieß Glas auf „Deine glückliche Zukunft!"

Mit diesem Wunsche hob der Graf rasch die Tafel auf, ohne noch Lust zu zeigen, sich etwas auf der Zither vorspielen zu lassen.

In tiefes Nachdenken über das sonderbare Benehmen Hallbachs versunken, schlenderte Anton mit seiner Zither langsam nach Hause.

Wieder war der erste Mai herangenaht, und die Mitglieder der Runde freuten sich bereits auf

das liebliche Wandau-Thal, wie man es allgemein nannte.

Anton Schlager wurde Tags vorher von Hallbach brieflich ersucht, am ersten Mai Vormittags zehn Uhr zuverlässig sich bei ihm einzufinden, und für diesen Tag Hobel und Werkzeug ruhen zu lassen.

Am frühen Morgen schon begab sich Anton in die Kirche, um Gottes Segen für den Tag zu erflehen. Es war ihm so seltsam freudig zu Muthe, als gäbe es heute wieder ein Jubelfest, aber nicht für die Runde, sondern für ihn, den armen Zitherspieler. Vater, Mutter und Jodler, alle schwebten ihm vor Augen und sie alle schienen ihm lächelnd Glück zu wünschen.

Pünktlich fand er sich bei Graf Hallbach ein, der ihn bereits im Speisesalon erwartete.

„Da ist er ja, der junge Meister!“ rief ihm Hallbach fröhlich entgegen und schüttelte dem Zitherspieler in der besten Laune die Hände. „Gott zum Gruß, am ersten Mai! Wir haben beide im Auftrage der Runde für den heutigen Festabend eine kleine Vorbereitung zu treffen, die wir mit einem Frühstück einleiten wollen.“

Anton nahm Platz, er aß und trank, aber er wußte nicht, was und wie viel. Der junge Meister hüpfte wie ein neckender Kobold auf

allen Schüsseln und Tellern herum und trieb seinen Muthwillen mit dem armen Zitherspieler.

„Es ist angespannt, Herr Graf!“ meldete Blasius.

„Gut, dann wollen wir nicht länger säumen,“ mahnte dieser.

Bald rasselte der Wagen mit Hallbach und dem Zithern-Toni durch die breiten Straßen der schönen Kaiserstadt, bog rechts, dann wieder links und hielt endlich mit einem Ruck vor einem hübschen frei stehenden Hause still.

„Der Besitzer scheint noch nicht da zu sein,“ meinte Hallbach lächelnd. „Wir können uns jedoch bis zu seiner Ankunft im Hause etwas umsehen. Er wird Nichts entgegen haben, wenn wir zur Kurzweil eine kleine Musterung abhalten.“ Damit hatte der Graf die Hausthüre aufgeschlossen und führte oder schob vielmehr seinen Begleiter in das Haus. Kein menschliches Wesen kam ihnen entgegen; jeder Tritt, jeder Laut wiederhallte in den Gängen. Die beiden Eindringlinge schritten nun von Zimmer zu Zimmer, die alle frisch tapeziert, neu und geschmackvoll eingerichtet waren.

„Diese Thüre hier,“ erklärte der lokalkundige Graf, „führt in den Salon, den wir aber später betreten wollen. Vorerst erlauben wir uns die geheime Werkstätte des neuen Hausherrn zu besichtigen.“

Der Graf führte den verblüfften Anton zu einem Hintergebäude, das durch einen reichen Obstgarten halb und halb versteckt war. Auch hier hatte der seltsame Graf die Schlüssel in der Tasche und schloß ohne Bedenken auf.

Was war das?! — eine vollständig neu eingerichtete Werkstätte. Hobelbänke, große und kleine Hobel, Sägen aller Art, Bohrer, Schraubstöcke, Zwingen u. s. w. — alles lag da ruhig an seinem Platz und schien der gebrauchskundigen Hand eines Meisters zu warten. Anton war völlig verwirrt, keines Wortes mächtig. Am liebsten hätte er jetzt gleich mit dem nagelneuen, blinkenden Werkzeug gesägt und gebohrt bis in die Nacht.

„Nun noch in den Salon zurück, dann könnte die Vorbereitung ihren Abschluß finden," mahnte der übermüthige Hallbach und weckte Anton aus seinen süßen Träumereien.

Schweigend schritten beide wieder durch den Garten und bestiegen die zierliche Treppe, die zu demselben führte. Hallbach stieß die Flügelthüren desselben weit auf und rieb sich mit vergnügtem Lächeln die Hände.

Neue Ueberraschung, bei der unserm Anton fast die Sinne schwanden. Der Empfangssalon war nicht tapeziert, sondern mit Freskogemälden geschmückt. An der rechten Wand befand sich das Wandau-Thal, vom aufgehenden Monde sanft be-



Ausführ. Stich u. Druck d. G. J. Manz' Kunst-Verlag.

Kam̄erer, der Zitherspieler.

leuchtet. Oben auf einem Felsen saß ein uns wohlbekannter Zitherspieler, tief versunken in sein Spiel. Die linke Wand bedeckte der Schwarzbachfall. Oben an der Decke waren die Instrumente abgebildet von der kleinen Mundharmonika bis zur großen Baßgeige, auf der ein drolliger Zwerg zu spielen versuchte. Fein gearbeitete Möbel standen an den Wänden des herrlichen Salons.

„Anton Schlager!" ergriff jetzt Graf Hallbach nicht ohne tiefe Bewegung das Wort. „Das Haus, das wir soeben besichtigt, ist mit allem, was sich darin befindet, von der Gesellschaft „Runde" für Dich als Geschenk bestimmt. Und nun frage ich: wird die Runde auch jetzt noch ihren lieben Zitherspieler verlieren?"

Anton schüttelte den Kopf und sank mit Thränen in den Augen dem Grafen an die Brust.

„Dann wäre der Handel abgemacht," lachte Hallbach und machte sich von dem völlig betäubten Zitherspieler los.

„Und nun gehab Dich wohl, junger Meister, und vergiß mir Abends die Runde nicht! Denk an den ersten Mai!" Damit legte Hallbach sämmtliche Schlüssel auf den Tisch und verließ das Haus.

Anton vernahm die hallenden Schritte draußen, er hörte die Peitsche knallen, das Rollen des fortfahrenden Wagens, er wollte aufwachen aus dem himmlischen Traume, — aber es war kein Traum.

Er stand ja noch da, mitten in dem sinnig geschmückten Zimmer, — und da lagen die Schlüssel noch auf dem Tisch, die dem neuen Hausherrn die Thüren seines Besitzes öffnen sollten, und hier — noch ein schmuckes Kästchen. Er öffnete den zierlichen Deckel — ein Blatt Papier mit wenigen Worten fiel ihm in die naßen Augen.

„Zum glücklichen Anfang des Geschäftes!"

Freiherr v. Walder.

Das Kästchen war vollgefüllt mit Banknoten.

„Ja steht denn heute Alles im Bunde zu meinem Glücke!" rief Anton leise aus.

Jetzt ergriff er die Schlüssel, lustig klirrten die Schlösser in dem stillen Hause und bis zum späten Abend schwelgte der überglückliche Anton in seinem neuen „Heim."

Jetzt aber schloß er sorgsam die Thüren seines Besitzes und fort ging's hastigen Schrittes zur Runde, die bereits im Wandau-Thale versammelt war. Mit einem stürmischen „Bravo!" wurde er empfangen und von allen Seiten empfing der junge Meister die aufrichtigsten Glückwünsche.

Heute spielte Anton keine Alpenmelodien, kein trautes Ständchen, nur heller Jubel, ungebundene Freude jauchzte als der beste Dank aus allen Tönen.

Schluß.

„Ein Hundewetter das," brummte Vater Schlager, indem er an der Schwelle seiner Hütte sich den Schnee von den Kleidern abschüttelte und dann in die warme Stube trat.

„Grüß Gott, Mutter!" sagte er und warf einen raschen Blick auf den Tisch. „Wieder Nichts gekommen?"

Die Mutter schüttelte den Kopf und blickte nachdenkend durch die kleinen Fenster in das wirre Schneegestöber hinaus. Sie hatte sich soweit erholt, daß sie die leichteren Arbeiten, insbesonders die Pflege des Vaters wieder selbst besorgen konnte. Das verdankte sie der Liebe ihres Sohnes Anton, der, treu dem Gebote Gottes: „Du sollst Vater und Mutter ehren, auf daß es Dir wohl gehe auf Erden und Du lange lebest," seine Eltern seit seiner Abreise unterstützte und ihnen dadurch so manch besseren und sorgenfreien Tag verschaffte. Seit vielen Monaten aber hatte er Nichts mehr von sich hören lassen, und darum die Frage des Vaters, ob wieder Nichts gekommen. Schlager hatte jetzt schweigend seine Stiefel und nassen Kleider abgelegt und verzehrte die Suppe, welche ihm die Mutter als Abendessen vorgesetzt hatte. Dann stopfte er sein Pfeifchen, die unentbehrliche

Gesellschafterin beim abendlichen Geplauder. Lange war es still in der dunklen Stube; weder der Vater noch die Mutter wollte reden und doch war beiden das Herz so voll.

„Es ist das letzte Pfeifchen, das ich da rauche, Mutter,“ brachte endlich der Vater mühsam heraus. „Weißt noch, zu meinem Namenstag hat er's mir geschickt. Ja, ja! Wien soll eine gar große Stadt sein und da gibt's ja wohl so viele Lustbarkeiten, daß ein Bub darüber seiner armen Eltern leicht vergißt.“

„Kann das nicht glauben von unserm Anton,“ tröstete die Mutter. „In großen Städten gibt es zur Weihnachtszeit immer viel zu thun und sein Meister hält ihn gar hart, wie er in seinem letzten Briefe schrieb. Es ist freilich schon lange her, daß er uns geschrieben,“ setzte die Mutter betrübt noch hinzu.

„Wollte Gott, Mutter, Du hättest recht,“ wünschte der Vater; „aber ich fürchte, ich fürchte, Anton — der fröhliche Klang eines Posthorns verschloß ihm den Mund.

„Wer wohl bei diesem Wetter und so spät noch reisen mag,“ sagte die Mutter, froh, dem Gespräch eine andere Wendung geben zu können.

„Muß ein lustiger Postillon sein,“ meinte der Vater lachend. „Geh, Mutter, zünde Licht an! die finstere Stube, macht mir auch gar so finstere

Gedanken. Es ist ja der Christabend, da dürfen wir ein Stückchen Kerze schon zum Opfer bringen."

Während die Mutter Licht machte, nahm Schlager aus dem Wandschrank ein Päckchen Briefe und legte es auf den Tisch. „Was meinst, Mutter," sagte er: „unser Weihnachtstisch ist heuer so armselig bestellt, — komm, laß uns die Briefe Anton's ein wenig durchschauen! das hat uns noch jedesmal einen fröhlichen Abend verschafft. Sieh, da ist der erste Brief, den er uns aus Salzburg mit dem Heidengeld geschickt. Na, Mutter! das war eine Freude, als ich Dir am andern Tag den weichen Schlafsessel dort kaufen konnte. Gelt," lachte er, „da war Dir mit einemmale das Bett nicht mehr weich genug und Du wolltest nur immer in dem warmen Ding da sitzen. Ja, ich glaube immer, der Schlafsessel hatte seine Wunder gewirkt mit Deiner Krankheit. Und was machte der harthörige Schneider da drüben für Augen, als ich mir einen neuen Sonntagsrock anmessen ließ. Er wollt's mir lange nicht glauben, bis ich ihm in die Ohren schrie: der Toni zahlt die Rechnung. — Ich kann den Brief da nicht oft genug lesen; er lautet gar so schön. Der Vater setzte die Brille auf die Nase, entfaltete den Brief und begann laut und langsam zu lesen:

„Liebe Eltern!

Wie dank ich dem lieben Gott, daß ich heute mit seiner Hilfe im Stande bin, Euch eine kleine Freude zu bereiten." Der Vater sah aus dem Briefe auf und blickte sein Weib an. „Meinst nicht, Mutter," sagte er lächelnd, „wir könnten heut auch einen solchen Brief brauchen?" — Er las wieder weiter: „Wo die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten." Bei den letzten Worten wurde kräftig an dem Fensterladen gepocht.

Schlager frug nicht lang, wer es sei, sondern nahm das Licht und öffnete die Hausthür. Ein hochgewachsener Mann, in dichten, warmen Pelzrock gehüllt, die schützende Pelzmütze tief bis über die Augen gezogen, stand draußen im wilden Schneegestöber.

Ohne ein Wort zu sprechen, faßte er den erstaunten Hausherrn am Arm und zog ihn rasch in die Stube. Jetzt warf er die Pelzmütze von sich, schlug den Kragen seines Mantels zurück und mit dem Rufe: „Vater! lieb's Mutterl!" drückte und küßte Anton seinen Eltern die Hand zum Gruße.

„Ja, ist denn das wirklich mein Toni, der Zithern-Toni?" fragte der Vater, nachdem er sich von seinem Schrecken erholt hatte.

„Freilich," antwortete die überglückliche Mut-

ter; „hast ja gelesen: wo die Noth am höchsten, ist die Hilfe am nächsten. Und da steht jetzt mein Toni, mein herzensguter, lieber Toni, wie reingeflogen zur Thür. Schau, Vater! So viel Freud, so viel Glück haben wir uns heut gar nicht verlangt; aber der liebe Gott hat's uns halt doch geschickt zum Christkindl."

Anton hatte unterdessen aus einem kleinen Handgepäck eine Flasche Wein, Käs und Brod hervorgeholt; auch ein Päckchen Rauchtabak für den Vater hatte sich noch vorgefunden.

„Jetzt Vater, stopf Dir das Pfeifchen frisch!" sagte Anton, indem er seinen kleinen Reichthum auf dem Tisch ausbreitete. „Und Du Mutter, setz' Dich in Deinen warmen Schlafsessel und hört nun zu, wie es eurem Toni gegangen hat in Leid und Freud; denn gar Vieles habe ich Euch in meinen Briefen gar nicht mitgetheilt, um Euch das Herz nicht schwer zu machen. Was hättest Du wohl, Mütterchen, für eine Angst ausgestanden, wenn ich Dir geschrieben hätte, Dein Toni sitze im Gefängniß."

„Im Gefängniß! rief die Mutter und schlug entsetzt die Hände zusammen.

„Ja, 's ist schon so liebe Eltern; darum will ich auch gleich mit meiner Gefangenschaft beginnen." Anton erzählte nun von Karl von Walder, dem verunglückten Maler, von seinem Gefängnißleben,

von den schönen Tagen am Attersee, von Graf Hallbach, und wie die Runde ihren Zitherspieler reich und glücklich gemacht habe. „Ja," schloß er seine Erzählung: „Gott war mit mir in guten und schlimmen Tagen, seine schützende Hand hat mich wieder wohlbehalten zu Euch geleitet und, wenn es sein heiliger Wille ist, so werden wir uns auch nicht mehr trennen; denn Ihr dürft Euren Toni nicht mehr allein in die Fremde ziehen lassen. In meinem Hause sind Zimmer genug, in denen meine lieben Eltern Ihre Tage in Ruhe und Frieden verleben können. Die Zeit wird Euch in dem schönen Wien nicht lang, und an Arbeit Väterchen fehlt es auch nicht. Ein kleiner Garten wartet auf Deine Pflege und Du Mutter, — nun Du hegst und pflegst Dich, damit wir noch recht viele Jahre unser gutes Mutterl haben, und wenn's auch nur im Lehnsessel sitzt und ein sanftes Schläfchen macht."

Während hier drei glückliche Menschen bis tief in die Nacht im traulichen Geplauder beisammen saßen, betrachteten zu gleicher Zeit der Gefängnißwärter Karger und seine Frau die schönen Geschenke, die heute auf dem Weihnachtstisch aufgespeichert waren. Dem Geschenke lag ein Zettel bei mit den wenigen Worten: „Ein dankbarer, ehemaliger Gefangener."

Auch Quarion saß noch in seiner Rumpel-

kammer und konnte sich nicht satt sehen an einem römischen Opferkrug, den er heute in sicherer Verpackung erhalten hatte. Ein kleines Briefchen hatte ihm mitgetheilt, daß schon lange keine Saite mehr gesprungen und daß sie eben jetzt alle miteinander frisch und fröhlich klingen. „Glaub's gern," sagte Quarion, „daß die Saiten frisch und fröhlich tönen, denn sonst hätte mich der wackere Junge mit einem so werthvollen Opferkrug sicher nicht erfreuen können. Aber morgen, am Weihnachtsfeste, soll er auf das Wohl des Zitherspielers geleert werden.

Am andern Tage besuchte Anton nach dem Festgottesdienste den würdigen Pfarrer des Ortes, dankte für genossene Wohlthaten und händigte ihm eine kleine Summe zur Vertheilung an die Armen ein. Auch seines alten Lehrers vergaß er nicht, der hoch erfreut war, daß aus dem kleinen Zithern-Toni nun ein so wohlgestalteter, vornehmer Herr geworden sei. „Hast ja Vater und Mutter geehrt," sagte er, „und da kann's wohl nicht anders kommen." Eine ganze Schachtel voll allerliebster Musik-Spielzeuge ließ Anton zurück zur Vertheilung an brave, lustige Buben. „Wenn wieder Weihnachten kommt," versprach Anton im Weggehen, „soll eine frische Sendung für kleine Dorf-Musiker nachfolgen."

Nachmittags wanderte Anton dem Städtchen zu, um, wie er einst so oft und gerne gethan

seinen lieben Lehrmeister zu besuchen. Aber der Weg führte dießmal nicht zum wohlbekannten Hause. — Vater Jodler hatte ausgespielt, die Saiten seines Lebens waren gesprungen. An dem frisch geschmückten Grabe stand Anton und betete für die Ruhe seines väterlichen Freundes.

Nach den Weihnachtsfeiertagen drängte Anton zur Abreise und als der Morgen des neuen Jahres anbrach, da standen Vater, Mutter und Sohn im behaglich erwärmten Salon und wünschten sich gegenseitig „ein glückliches neues Jahr!" in der neuen Heimath.

An der vorderen Wand des Salons hing ein altes, sonderbar verfertigtes Instrument, das einer Zither ziemlich ähnlich war. Das seltsame Ding mußte hoch in Ehren stehen, denn es war ganz mit Epheu umschlungen. Unten aber leuchteten mit Goldbuchstaben die Worte: „Beharrlichkeit führt zum Ziele!"

Als eines Tages Graf Hallbach den glücklichen Hausherrn und thätigen Meister besuchte und fragte, was das wohl für ein altes Möbel sei, antwortete Anton nicht ohne Stolz: „Das ist die erste Zither, die ich mir als Bube in meiner Dachkammer selbst verfertigte."

Kammerer, Wilhelm

Der Zitherspieler Erzählung für die reifere Jugend

Regensburg 1876